2 B = 15

Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Juni

Nun ist der Sommer endlich da

Aufn.: Hans Retzlaff

Nr. 9 / 1938

Blütenmeer im „Kohlenpott"

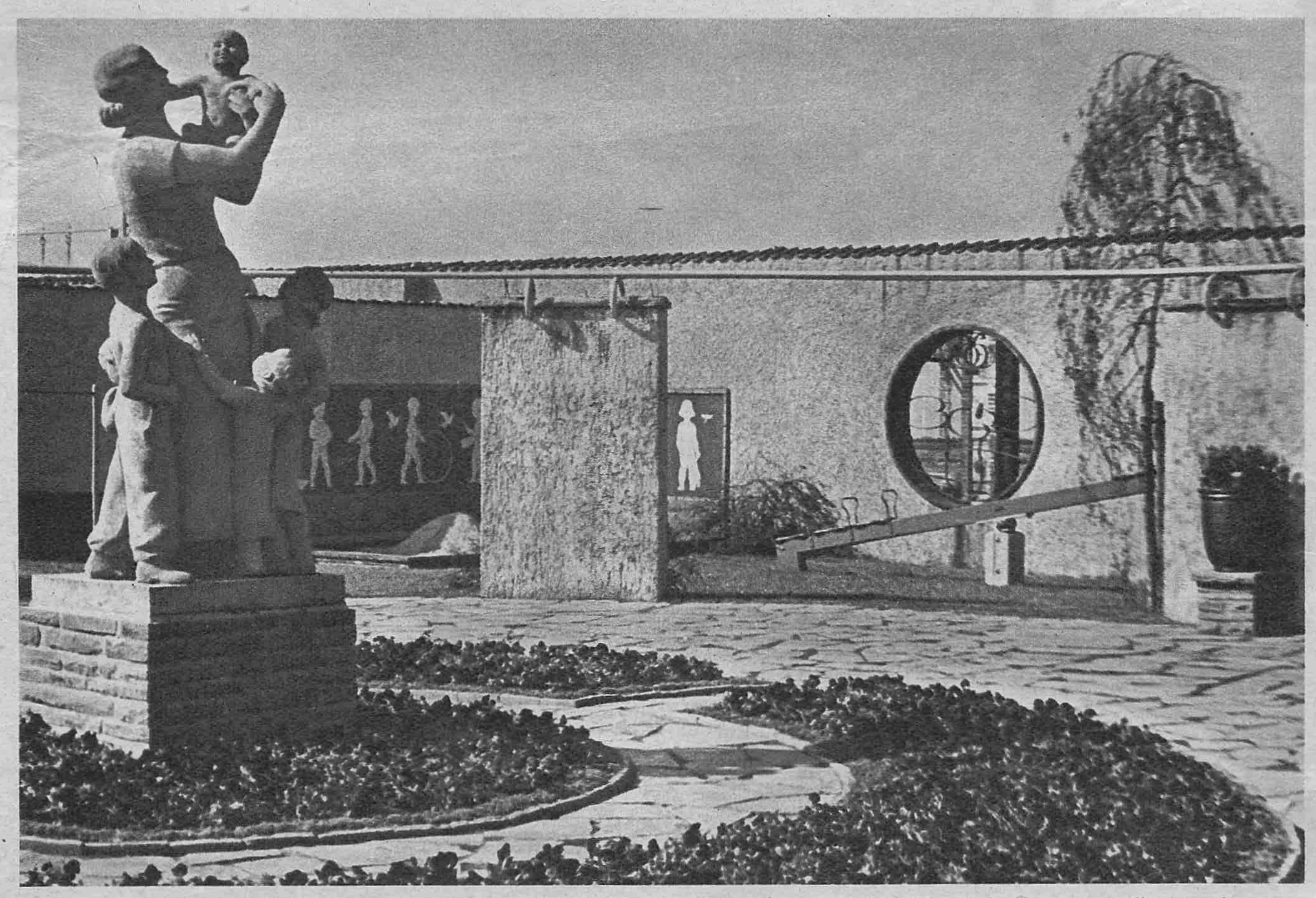
Lore wohnt in Mecklenburg. Vor dem Haus, in dem sie vor beinahe zwölf Jahren den ersten, schönen Sonnentag erblickte, steht eine dicke Kastanie. Im Frühsommer reicht ihr die Kastanie helle Blütenleuchter geradewegs ins Fenster. Hinter Lores Elternhaus liegt ein weiter Garten mit Kirsch- und Birnbäumen. Mit Rosensträuchern und Nelkenbeeten. Dort erlebt Lore das Kommen und Gehen des Frühlings, das Blühen und Verblühen des Sommers und das Reifen und Ernten des Herbstes. Das Städtchen, in dem Lore geboren wurde, in dem sie wohnt und zur Schule geht, ist rings von dunklen Nadel- und hellen Laubwäldern umgeben. Dicht bei dem Städtchen liegt ein See, der ein paar breite Wasserarme unmittelbar in die Stadt selbst streckt. Lore ist also mit der Natur so eng verwachsen. Sie weiß nichts von Ruß und Qualm, von Zechen und Schloten, von Fördertürmen und Hochöfen. Sie möchte auch mit all diesen Dingen keine nähere Bekanntschaft machen. Die gehören in den „Kohlenpott"! So denkt Lore.

Unter „Kohlenpott" versteht sie dabei die deutschen Wohn- und Arbeitsgaue, in denen rauchende Essen von der harten Industriearbeit weit hinaus ins Land Kunde geben. Der Vater hat ihr einmal davon erzählt. Der ist mal drüben im Ruhrgebiet gewesen. Ein alter Schulkamerad vom Vater wohnt nämlich dort. Als Steiger arbeitet er auf einer der Ruhrzechen.

Die kleine Lore hatte nun im vergangenen Jahr einen Brief aus dem „Kohlenpott" bekommen. Aus Essen, der großen Arbeitsstadt im Ruhrgebiet, wo der frühere Schulkamerad des Vaters seinem schweren Tagewerk unter der Erde nachgeht. Der Brief enthielt eine Einladung an Lore. Sie möchte doch einmal für ein paar Wochen nach Essen kommen. Das gleichaltrige Töchterchen des Ruhrsteigers freue sich schon auf Lore. Sie wolle ihr einmal zeigen, daß es auch in Essen, also mitten im „Kohlenpott", Wälder und Parks, Seen und Blumenparadiese gibt.

Lore hatte erst gar keine Lust. Sie dachte an ihre mecklenburgischen Wälder und Seen, sie dachte an die Kastanie, die ihr Tag für Tag beim Erwachen guten Morgen sagt, sie dachte an den Garten, in dem gerade Radieschen und Tomaten zu ernten waren. Aber schließlich packte sie doch die Lust, dies Neue, dieses Fremde einmal kennenzulernen. Ja, als dann der Tag der Abreise näher und näher rückte, da konnte sie es gar nicht mehr abwarten, nun endlich einmal in den „Kohlenpott" hineinzuschauen.

Und dann ist dieser Tag plötzlich da. Der Zug rollt an. Ein Winken noch. Bald liegt Mecklenburg hinter ihr. In Berlin wird umgestiegen. Durch die Kurmark geht's, durchs hannoversche Land, immer weiter westwärts. Links und rechts am Schienenstrang liegen Felder, Wälder, Häuser, Städte, Städtchen, Dörfer. An der Porta Westfalica vorbei geht's schließlich mitten hinein ins Land der Roten Erde, ins westdeutsche Industriegebiet. Lore steht am Fenster und versucht all die neuen Eindrücke in sich aufzunehmen. Auch jetzt liegen Felder und Wälder draußen. Aber dazwischen stehen plötzlich arbeitsgeschwärzte Wohnblocks, kahle, traurig dreinschauende Zweckbauten neben kleinen, freundlichen Siedlungshäuschen



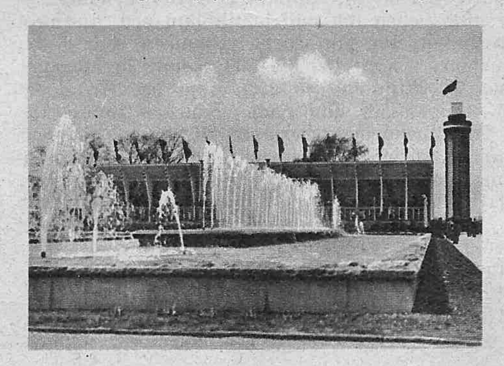
In dem großen Wundergarten, der als „Reichsgartenschau Essen 1938" im Ruhrgebiet entstanden ist, befindet sich auch ein Kindergarten. Rund um ein aus Stein gehauenes Denkmal „Mutter und Kind" sind Schaukeln, Spiel- und Ruheplätze zwischen Blumenbeeten und hellen freundlichen Steinmauern angeordnet

mit Ställen für Kleinvieh und mit Gartenland. Dann tritt alles zurück, Feld, Wald und Wohnblocks. Der Zug rollt an riesigen, unübersehbaren Fabrikanlagen vorbei. Hochöfen speien Flammen. Aus himmelstürmenden Schloten flattern Rauchfahnen in den Abend. Fördertürme ragen aus dem scheinbaren Gewirr von Lagerschuppen und Werkstätten, von Fabrikhöfen und Werkbahnen. Lore vergißt, daß sie das alles mit dem etwas abfälligen Namen „Kohlenpott" belegt hat. Sie ahnt etwas von dem, was dieser „Kohlenpott" eigentlich darstellt: ein Gau der harten, deutschen Arbeit!

Der Freund von Lores Vater ist mit der kleinen Anneliese am Bahnhof. Mit der Straßenbahn fahren sie alle drei dann in den im Osten von Essen liegenden Vorort, wo die kleine Anneliese zu Hause ist. Lore



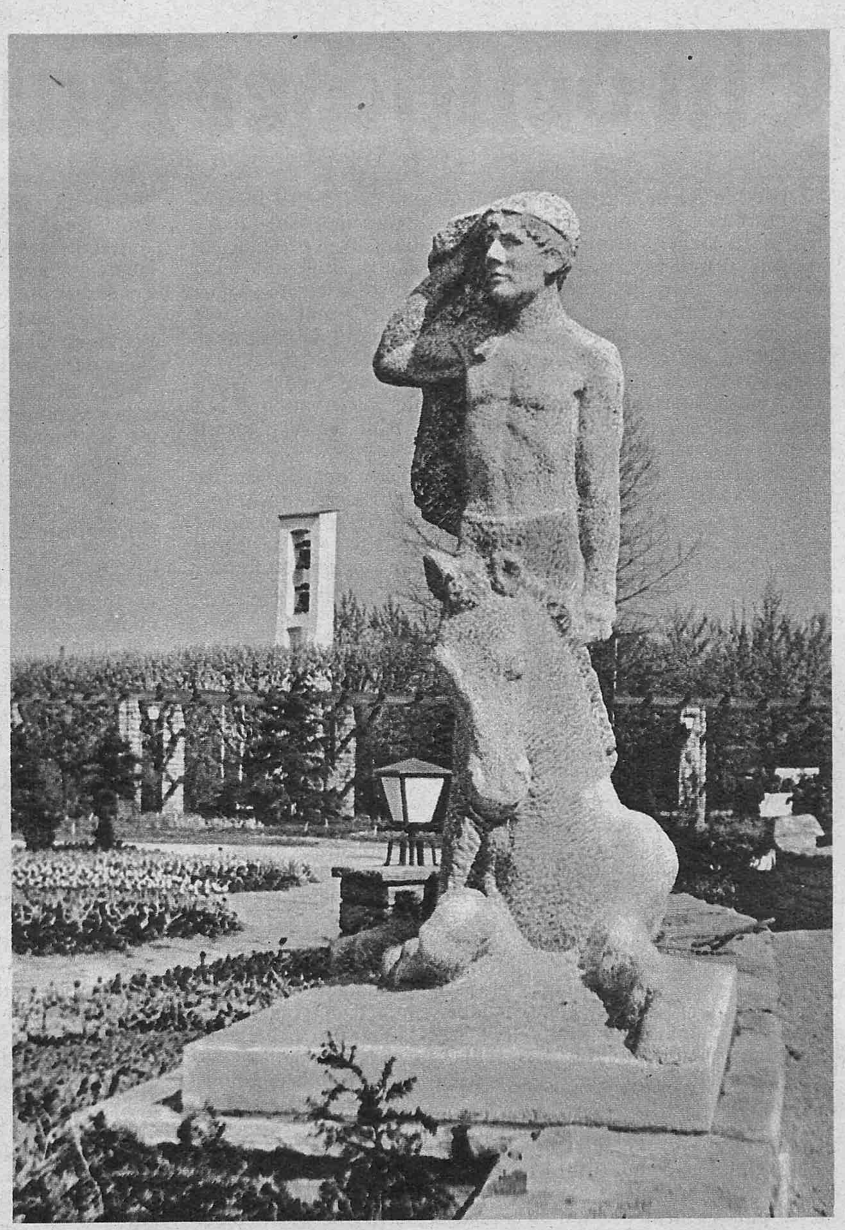
Gleich am Eingang dieser großen Blütenschau liegt ein kunstvoll ausgestatteter Vorplatz, der sogenannte „Keramikhof", der an beiden Seiten durch einen Säulengang gesäumt ist. — Die Säulen, die aus Klinkerstein gefertigt sind, zieren Tierabbildungen



Ein Wasserbecken, aus dessen Mitte helle Wasserstrahlen hochspringen, ist für alle Besucher, vor allem an heißen Tagen, ein besonderer Anziehungspunkt



Durchblick auf die große Arena, die den im Spätsommer blühenden Dahlien vorbehalten ist und in deren Mitte ein Warmwasserbecken liegt



Künstlerische Plastiken sind auf dem weiten Gartengelände aufgestellt und helfen mit, das Gesamtbild dieser wundervollen Naturschau noch zu verschönen   Aufnahmen: Brosius (5)

kommt an diesem und auch an den nächsten Tagen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Dieses Ruhrgebiet, dessen Einwohner auf den früheren Spottnamen „Kohlenpott" stolz sind, ist gar nicht so schwarz und schmutzig, wie sie geglaubt hatte. Zwar sind die Wände von Rauch und Ruß geschwärzt, die Luft ist nicht so klar und rein wie in ihrer Heimat, im schönen Mecklenburg. Aber auch dort sind riesige Waldungen mit dicken, alten Buchen und Eichen; auch dort liegen hinter den Häusern kleine Gärten, in denen Blumen, Gemüse und Obst wachsen und reifen. — Die kleine Anneliese zeigt Lore alles gründlich. Sie durchwandern das wundervolle Ruhrtal mit dem riesigen Baldeneysee, mit seinen netten, kleinen Städtchen links und rechts des freundlichen, tüchtigen Flusses.

Einfach sprachlos ist Lore aber, als sie mit Annelieses Eltern eines Tages zu der großen Gartenschau fährt, die beinahe mitten in der Stadt liegt. So etwas hat Lore wirklich noch nicht gesehen. Diese sogenannte Gartenschau ist ein unübersehbares Gelände mit kleinen Seen, mit Häusern und Sitzecken, mit unzähligen, kleinen Teilgärten. Blumen aller Farben und aller Formen vereinen sich dort zu einem märchenhaft schönen Blütenmeer. Das hatte Lore im „Kohlenpott" nun wirklich nicht erwartet.

Und wie es der kleinen Lore gegangen ist, so wird es vielen gehen, die das Ruhrgebiet, in dessen Herzen jetzt die große „Reichsgartenschau Essen" abgehalten wird, nur vom Hörensagen kennen . . .

Ein deutscher Kampfflieger

Unter den Freiwilligen, die sich bei Beginn des großen Krieges sofort zum Frontdienst meldeten, um Leben und Gut für die Heimat zu wagen, ist auch Max Immelmann. Einer von jenen mutigen Draufgängern, denen keine Gefahr zu groß und keine Aufgabe zu schwer ist. Max Immelmann hat es in seinem jungen Leben nicht immer leicht gehabt. Seine Jugend war hart und opferreich. Früh verlor er den Vater. Es war für seine Mutter sehr schwer, ihn und seine Geschwister durchs Leben zu bringen, ihnen ihr tägliches Brot zu geben und ihnen durch harte Zucht und äußerste Strenge gegen sich selbst die Härte mit auf den Weg zu geben, mit der das Schicksal und seine oft so schweren Stunden gemeistert werden müssen.

Immelmann tritt 1905 in das Kadettenkorps ein. Später leistet er seinen Dienst als Fähnrich im Eisenbahnerregiment und auf der Kriegsschule ab. Schon früh begeistert er sich für alle technischen Dinge. Im April des Jahres 1912 hat ihn der Geist und die Gewalt der Technik soweit gepackt, daß er sich beurlauben läßt, alles andere vergißt und sich bei einer Dresdener Turbinenfabrik zur praktischen Arbeit meldet.

Als im August 1914 die beste deutsche Jugend zu den Fahnen eilt, um mit der Waffe in der Hand die Ehre und das Gut der Heimat zu schützen, da ist Max Immelmann einer von denen, die sich zur jungen Fliegerei melden und hier ihrem Vaterland mit ganzem Herzen und ganzer Seele dienen wollen.

Wir kennen den Brief, in dem der junge deutsche Flieger seiner Mutter von der Fliegerei erzählt.

„In den aufgeregten Augusttagen", so schreibt er, „war es mir schrecklich, noch als Zivilist herumlaufen zu müssen. Die Tatsache, in den nächsten Tagen von meinem alten Regiment einberufen zu werden, war für mich durchaus nicht feststehend, denn für eine „Betriebskompanie" war ich ohne weiteres ungeeignet, für eine „Baukompanie" hatte ich nicht annähernd das Verständnis, das nötig ist, um erfolgreich tätig zu sein.

In dieser Lage befand ich mich, als ich am 10. August gelegentlich eines Spazierganges eine Bekanntmachung las, die von der Inspektion der Fliegertruppen unterzeichnet war. In dieser Bekanntmachung war gesagt, daß junge Leute, die Lust haben, als Flugzeugführer ausgebildet zu werden, sich an der unterzeichneten Stelle melden und technisch Vorgebildete bevorzugt werden sollten.

Sofort faßte ich, und ebenso Franz, ein entsprechendes Gesuch ab und schickte es an die Inspektion der Flieger. Leider blieb es unbeantwortet; soviel ich hörte, soll der Andrang zur Fliegertruppe ganz ungeheuer gewesen sein. Ich wurde dann am 20. August zu meinem alten Regiment befohlen und hörte nichts mehr von meinem Gesuch.

Da schicktest Du es mir mit Deiner letzten Sendung mit. Die Inspektion hatte daraufgeschrieben: „Legt der Antragsteller noch Wert auf Ausbildung?" Ich ging mit diesem Gesuch sofort zum Adjutanten bei der Inspektion und sagte, daß ich auch jetzt nach drei Monaten auf nichts mehr Wert legte als darauf, Flieger zu werden.

Dieser mein größter Wunsch erfüllte sich: Am 12. November 1914 wurde ich zur Flieger-Ersatzabteilung 2 in Adlershof kommandiert. Tags darauf, an einem Freitag, traf ich dort ein; und nun sitze ich hier als Flugschüler.

Um meine Ausbildungszeit zu beschleunigen, nehme ich am Unterricht in Adlershof teil (Motorenunterricht, Flugzeugbau, Kompensieren, d. h. Gebrauch des Kompasses, Wetterkunde). Adlershof ist Flugschule für Fortgeschrittene. Im Fliegen selbst muß ich natürlich zu den Anfängern, also nach Johannisthal. Ich bin der einzige, der das so machen darf."

Nach eingehender und gründlicher Schulung wird Max Immelmann im April des Jahres 1915 an die Front berufen. Schon im Mai erhält er seine Versetzung zu der neu aufgestellten Fliegerabteilung 62. Hier trifft er zum ersten Male mit Boelcke zusammen. Er berichtet darüber ebenfalls in einem Brief an seine Mutter:

„Schon in meinem letzten Briefe erwähnte ich, daß Direktor Fokker einen in seiner Fabrik gebauten Kampfeindecker vorgeführt hat. Er ist einer der ältesten und besten Flieger. Dem habe ich sehr gut gefallen. Nicht nur in fliegerischer Beziehung, sondern auch in bezug auf meine Lebensweise, da ich nicht rauche, trinke und immer sehr zeitig nach Hause gehe. Ich bin nie länger als bis 10 Uhr im Kasino. Eines Tages erfuhr er, daß ich nicht aktiver Soldat, sondern Ingenieur sei. Am nächsten Tage fragte er mich, ob ich nach dem Kriege in seine Fabrik eintreten wollte, zunächst als Chefpilot, später als Ingenieur, sobald ich mir die nötigen Kenntnisse angeeignet hätte. Solche Leute wie ich brauche er, sie seien aber selten zu finden!

Den 150-PS-Kampfdoppeldecker, der freigeworden ist, da Leutnant Boelcke jetzt den Kampfeindecker fliegt, habe ich bekommen. Damit kann ich als junger Flieger ganz zufrieden sein.

Die Maschine ist schon kampferprobt, denn vor einigen Tagen haben Leutnant Boelcke als Führer und Leutnant von Wühlisch als Beobachter mit dieser Maschine einen französischen Parasol-Apparat abgeschossen. War das eine Freude in der Abteilung! v. Wühlisch bekam das E. K. I; Boelcke hatte es ja schon."

In einem seiner späteren Briefe berichtet Immelmann über einen seiner Luftkämpfe:

„. . . es waren noch 10 Feinde in der Luft. Boelcke sah man in der Ferne einen anderen Eindecker verfolgen. Plötzlich sah ich ihn steil runtergehen. Wie ich später erfuhr, hatte er eine schwere Ladehemmung, so daß er nicht mehr schießen konnte. Ich war gerade halbwegs zwischen Douai und Arras, als ich weit vor mir einen dritten Flieger sah. Wir waren etwa in gleicher Höhe. Ich konnte nicht sehen, ob es ein feindlicher oder ein eigener war. Ich flog auf ihn zu. Da sah ich, daß er über Vitry Bomben abwarf. Nun war es klar: Ein Feind. Ich stieg noch etwas und flog auf ihn zu. Etwa 80 bis 100 Meter war ich höher, in der Geraden etwa 50 Meter entfernt. Groß und deutlich sah ich die französischen Abzeichen: blau-weiß-rote Ringe. Nun war kein Zweifel mehr. Zwei andere kamen auf mich zu, wenngleich sie auch noch viel höher waren. Ich mußte also schnell handeln. Wie ein Habicht stürzte ich mich auf ihn und schoß mit meinem Maschinengewehr. Für einen Augenblick glaubte ich, in ihn hineinzufliegen. Ich hatte etwa 60 Schuß verfeuert, als ich eine Ladehemmung hatte. Das war recht unangenehm, denn zum Beseitigen brauchte ich beide Hände, ich mußte also völlig freihändig fliegen, ohne die Steuerhebel bedienen zu können.

Inzwischen hatte der Feind Richtung Arras genommen. Schnell setzte ich mich neben ihn und schnitt ihm den Rückweg ab, indem ich ihn zwang, eine Linkskurve zu machen, d. h. Richtung Douai zu nehmen. Nach 450 bis 500 Schuß, der Kampf hatte etwa 8 bis 10 Minuten gedauert, ging der Feind in steilem Gleitflug runter. Ich ihm nach. Schießen konnte ich nicht mehr, das Maschinengewehr versagte. Als ich sah, daß er gelandet war, landete ich sofort neben ihm, stieg aus und ging auf ihn zu. Schon von weitem rief ich: „Prisonniers (Gefangene)!" — Erst jetzt sah ich, daß nur einer drin saß. Er hatte die rechte Hand erhoben, zum Zeichen, daß er keinen Widerstand leisten wolle.

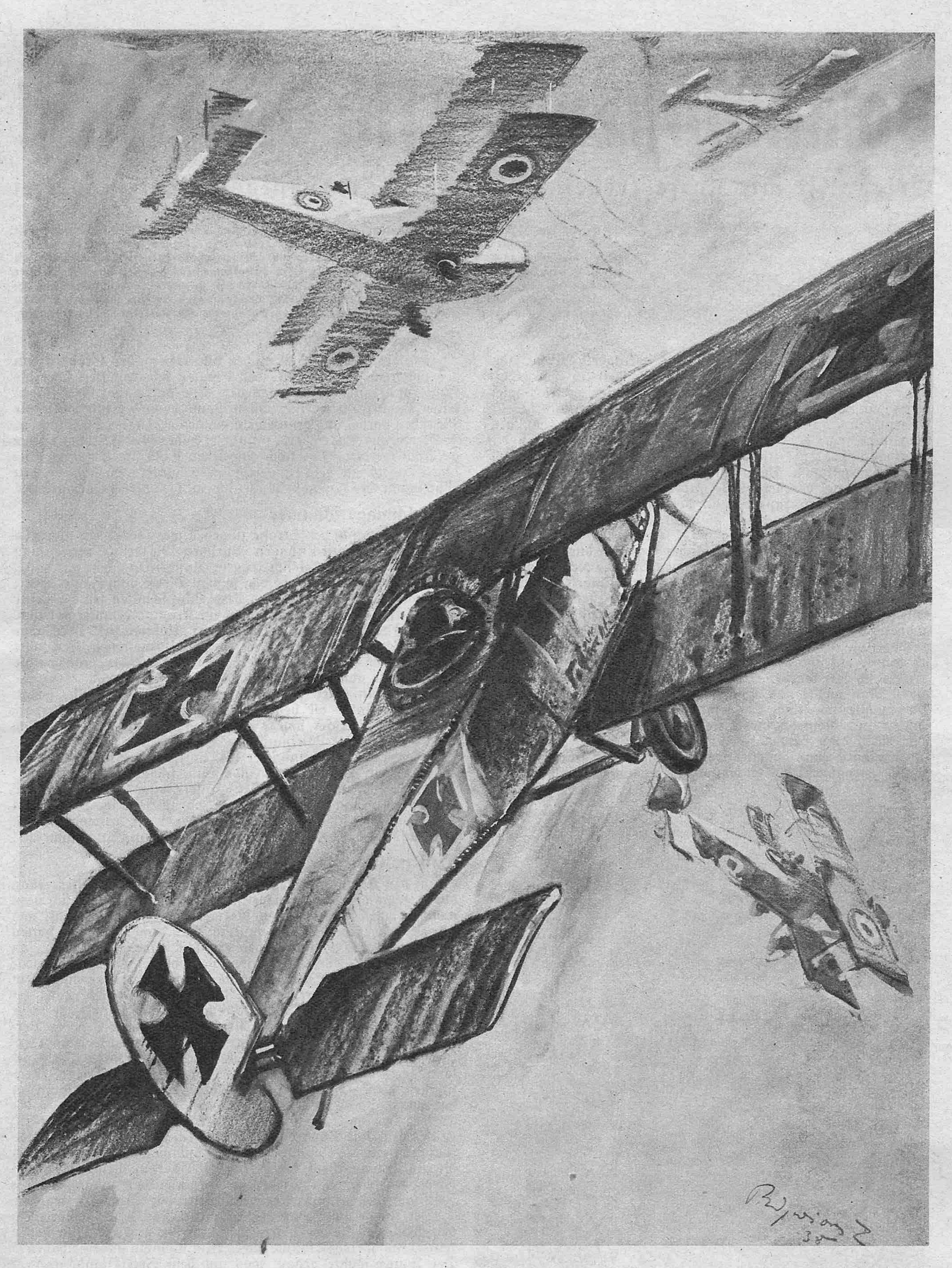
Ich ging zu ihm hin, gab ihm die Hand und sagte: „You ar Englishman?" (Sie sind Engländer?) „Yes." „You are my prisoner." (Sie sind mein Gefangener.) „My arm is broken, you shot very well." (Mein Arm ist gebrochen, Sie schossen ausgezeichnet.)

Als ich den erbeuteten Apparat unter militärische Bewachung gestellt hatte und den Verwundeten in ärztlicher Behandlung und Obhut wußte, flog ich wieder ab. Der Hauptmann freute sich riesig und war sehr stolz, daß nun schon drei Maschinen von seiner Abteilung heruntergeholt waren.

Als Auszeichnung habe ich gestern das E. K. I erhalten. Nun habe ich den schönsten Orden, den überhaupt ein junger Offizier bekommen kann."

So ist Max Immelmann, der niemals auf seinen verdienten Lorbeeren ausruht, sondern opfer- und einsatzbereit stets seine Pflicht tut. Mit Boelcke zusammen erhält er den höchsten Kriegsorden, den Pour le mérite.

Am 18. Juli 1916 beendet das Schicksal das Leben dieses jungen Helden. Bei einem Luftkampf mit einer englischen Kampfstaffel bricht in 2000 Meter Höhe das Flugzeug auseinander. Immelmann stürzt ab. Sein junges Fliegerleben ist beendet. Wenige Tage nach seinem Tode kreuzt ein englischer Eindecker über dem Flugplatz. Er wirft einen Kranz ab, an dem ein Brief mit dem Wappen Englands befestigt ist. Nur ein paar Worte stehen drin: „Zum Andenken an Leutnant Immelmann, unseren tapferen und ritterlichen Gegner, vom Königlich-Britischen Fliegerkorps."



Deutsche Flieger im Kampf

Zeichnung für „Hilf mit!" von Peter Wywiorski

Nach dem großen Volksbekenntnis:

So kämpften wir für das Reich!

Erlebnisse mit Kaisertreuen, Juden und Schuschniggs Geheimpolizei

1933 wurde die HJ. in Österreich verboten. Eine Jugendbewegung aber illegal zu führen, ist fast unmöglich. Daher mußte die HJ. in Österreich trachten, sich irgendwie zu „tarnen". Es gab da mehrere „Vereine", die sich zwar stolz Jugendorganisation nannten, aber keine Jugend hatten. Doch es war nicht so einfach, in diese Vereine hineinzukommen, da ja die greisen Häuptlinge nichts merken durften. Mit der Zeit bildeten sich gewisse Fachleute heraus. Auf diese Art drang die HJ. in den „Österreichischen Jugendbund", die kaisertreue „Ottonia", den Luftschutz und in ähnliche Vereinigungen ein. Im folgenden bringen wir als Erinnerung an jene schweren Stunden die Erzählungen mehrerer HJ.-Kameraden aus Österreich.

Schuschniggs Methoden

Ich saß wieder einmal auf der „Elisabeth-Promenade" (Untersuchungsgefängnis der Wiener Polizei) in Einzelhaft. Ohne Hosenträger, ohne Taschentuch, ohne einen Zettel Papier, ohne Zeitung, ohne Buch, ohne allem. Rannte durch die Zelle. Dreieinhalb Schritte vor, dreieinhalb Schritte zurück. Stundenlang, tagelang. Alle zehn Minuten spähte jemand durch das Guckloch an der Tür. Um 5 Uhr früh wurde geweckt, die Pritsche wurde hochgeklappt. Dann rannte ich auf und ab. Wenn man doch endlich mal verhört würde. Aber man mußte warten. Das macht mürbe. So rannte man dreieinhalb Schritte vor und dreieinhalb Schritte zurück, die Hände in den Hosentaschen. Tag für Tag.

An einem Abend gellte entsetzliches Schreien durch das weite Gefängnis. Ich stürzte zur Tür. Grauenhaft war dieses Schreien. Das Türchen bei meinem Guckloch war nur angelehnt. Durch den Spalt sah ich die gegenüberliegenden Zellen. Unten im ersten Stock wurde eine Zelle aufgerissen. Jemand wurde hinausgetragen. Blutspuren blieben am Boden. Dann war alles wieder still. Alle zehn Minuten öffnete sich das Guckloch, und ich rannte auf und ab.

Als ich frei wurde, erfuhr ich, daß es ein Nationalsozialist war. Man wollte von ihm Namen wissen. Er verriet nichts. Da erzählte man ihm, daß seine Mutter im Sterben liege und daß er nur dann zu ihr dürfe, wenn er die Namen verrate. Der durch diese Methoden dem Wahnsinn nahegebrachte Gefangene hatte dann aus Verzweiflung mit seinen Fäusten an die Wand getrommelt, bis er ohnmächtig zusammenbrach.



Der Wachtmeister grüßte den toten Helden

Das verlassene Grab

Es war Allerseelen. Menschen pilgerten zu den Gräbern, um der Toten zu gedenken. Überall beugten sich Gestalten über die Hügel und legten Blumen nieder. Nur auf einem Grab lagen keine Blumen. Ein Wachposten stand davor. Still zogen die Menschen vorbei und grüßten stumm den erhängten Julikämpfer.

Der graue Novembertag ging zu Ende. Der Friedhof mußte geräumt werden. Nur noch eine Frau stand am Eingang. Sie blickte zurück zu dem ungeschmückten Grab. Da sah sie den Wachmann, die Hand am Mützenschirm, den toten Helden grüßen.

Schuschniggs Männer

Am Abend auf der Straße zu gehen war immer ein Wagnis. Besonders für einen jungen Burschen. Natürlich durfte man nichts Verdächtiges bei sich tragen, Anschriften schon gar nicht. Ein Hitler-Junge kam spät von seinem Dienst nach Hause. Seine Schulmappe trug er unter dem Arm. Laut schallten seine Schritte durch die stille Gasse. Plötzlich steht ein Kriminalbeamter vor ihm. Zeigt auf die Aktentasche und schnauzt: „Aufmachen!" Der Junge lächelt. Gerade darum hatte er sie ja mitgenommen. Sie sollte sein Alibi sein. „Ich war bei einem Schulkameraden, um ihm die Aufgaben zu machen." Ganz sicher fühlte er sich schon.

Im Schein einer Straßenlaterne wurde die Tasche genau untersucht. Unter all den Büchern wurde ein Zettel hervorgezerrt. Aufmerksam wurde er gelesen. Der Junge freute sich, denn es war seine Lateinaufgabe: Ciceros Rede gegen Catilina. Aber je weiter der Krimineser las, um so bedenklicher schüttelte er den Kopf. Als er zum Ende kam, schnauzte er nochmals: „Aha! ... Mitkommen!" Der Hitler-Junge war sprachlos. Schließlich versuchte er zu erklären, daß diese Sätze von Cicero stammen. „Das kann jeder sagen", bekam er zur Antwort. „Es ist jedenfalls sehr verdächtig. Sie kommen mit aufs Kommissariat."

Post zwischen Brotschnitten

In den Kommissariaten war es noch am gemütlichsten. Man durfte zwar auf einer Holzpritsche schlafen und konnte sich nicht waschen, aber immer waren die wenigen Zellen überfüllt, und gerade deswegen war es gemütlich. Aus dem 13. Bezirk hatten sie einmal einen Hitler-Jungen erwischt. Eine ganze Weile saß er schon in der Zelle. Da rasselten die Schlüssel, ein Neuer wurde hereingeführt. Die Stimme kannte er doch. Klar, das mußte ein Kamerad sein. Er preßte sein Auge gegen das nicht ganz geschlossene Guckloch. Ja, er hatte recht. Es war keine Zelle mehr frei. Der „Neue" blieb einstweilen im Gang — wegen der Verabredungsgefahr. Aber er mußte sich mit ihm doch verständigen. Irgendeiner hatte einmal einen Bleistiftrest in die Zelle geschmuggelt. Der wurde jetzt immer von dem jeweiligen Zelleninsassen getreu verwahrt. Doch woher ein Papier. Stimmt, er hatte doch, als er verhaftet wurde, ein Butterbrot bei sich in der Tasche. Das hatte man ihm gelassen. Jetzt holte er es heraus, strich das fettige Papier glatt. Ganz klein malte er mit dem Bleistümpfchen das Wichtigste zur Verständigung. Dann schabte er die Butter vom Brot, legte den Zettel darauf, strich die Butter wieder darüber und klappte die Brotschnitten zusammen. Die Zellengenossen schmunzelten. Alle hätten das Brot gern gegessen.

Der Junge klopfte an die Zellentür. Nach einer entsprechenden Weile rasselte der Wärter heran. „Was gibt's?" „Wir haben keinen Hunger mehr, könnte dieses Brot nicht ein anderer haben?" Der Junge wußte genau, was auf dem Spiel stand, aber er wußte auch, daß der beleibte Wärter viel zu faul war, eine andere Zellentür aufzusperren. Der Wärter betrachtete das Brot mißtrauisch, brummte etwas und verschwand.

Das Brot kam in die richtigen Hände.

Erwischt – entwischt

Irgendwo flog der Name des HJ.-Führers auf. Man konnte ihn noch warnen. Um fünf Uhr früh haute er von zu Hause ab. Denn es war die Gewohnheit der „Kiberer“, so um 6.30 Uhr zu erscheinen. Mittags rief er dann an, aber es war nichts los. Da versuchte er abends, nach Hause zu schleichen. Um fünf verschwand er wieder. So ging das drei Tage. Als er mittags wieder anrief, meldete sich eine Männerstimme. Die kannte er doch. Natürlich. Ein alter bekannter „Kiberer“. „Wer ist dort?“ wurde er gefragt. Der HJ.-Führer nannte seinen richtigen Namen. Es war doch zu köstlich, sich auf diese Weise mit dem „Kiberer“ zu unterhalten. Er erfuhr, daß er sofort in seine Wohnung kommen soll. „Nur wegen einer kleinen Auskunft.“ Er zog das Gespräch in die Länge. Noch nie hatte er einen Kriminalbeamten so schön bitten gehört. Das war ein Genuß. „Gar nichts würde ihm geschehen“, wenn er nur herkäme. Aber er erklärte, daß er es sich erst überlegen müsse, und hängte dann den Hörer an.



Der Platz vor dem Bahnhof war dicht besetzt

Zeichnungen: Wywiorski

Seither war der HJ.-Führer nicht mehr daheim gewesen. Er ging ahnungslos über eine Straße im zweiten Bezirk. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Im Namen des Gesetzes ...“ Er fuhr herum. Zum Teufel, das war doch dieser „Kiberer“. Der grinste ihn an. „Schöner Zufall, nicht?“ Jetzt war alles aus. Verflucht. Doch nein, sie waren ja im zweiten Bezirk. Da konnte allerhand geschehen. Er ließ sich abführen. Bis sie in eine enge Gasse kamen. Da riß er sich los und gab dem Kerl einen Kinnhaken. Aber so einfach ging das nicht. Bald kugelten beide eng verschlungen auf dem Pflaster. Neugierige sammelten sich. Umdrängten die Gruppe. Ihre Haltung wurde immer drohender. „Was hat Ihna denn der Bua tan?“ „Lassen's ihn in Ruah.“ Immer erregter wurden die Leute.

Was die Umstehenden mit dem Kriminalkommissar gemacht haben, weiß der HJ.-Führer nicht genau, denn er benützte die Gelegenheit, zu verduften. Aber denken konnte er es sich.

Die „Ottonia“

Die Kaisertreuen hatten keine Jugend. Aber wir hatten sie. Die Kaisertreuen hatten eine Jugendorganisation, wir aber hatten keine. Da hat die HJ. eben die „Ottonia“ zu ihrem „Tarnverein“ erkoren.

Eine Gruppe von HJ. kam von einem Appell zurück. Alle mit dem Rad. Spießer trugen ihre Fettbäuche spazieren. Das war doch zu verlockend. Die Gruppe saust heran. „Im Süden, Norden, Osten, Westen, die Hitler-Leute sind die besten“, schallt es ihnen entgegen. Verdutzt stehen die Bäuchigen und glotzen. Ehe sie zur Besinnung kommen, sind die Radfahrer schon weg.

Aber den Kriminalbeamten waren sie schon lange verdächtig. Es war schon ganz schön dunkel, als sie in die Stadt kamen. Plötzlich bemerkte der Führer der Gruppe, daß quer über den schmalen Weg zwei Räder lagen. Ganz knapp konnten sie noch ausweichen. Die „Krimineser“ hatten das Nachsehen. An der nächsten Ecke zerstreute sich die Gruppe. Es war brenzlig.

Drei fuhren geradeaus weiter. Auf einmal standen einige Polizisten vor ihnen. Revolverläufe blitzten im Licht der Straßenlaterne. Da mußte man schon absteigen. Also, aufs Kommissariat. Man fand nur einen Ausweis. „Ottonia“?

Langes Hin und Her. Schließlich wurde beim zuständigen Kommissariat angefragt. „Die Jungens sind kaisertreu“, lautete die Antwort. Da war gar nichts mehr zu machen.

Generalprobe der ersten 2000

In den folgenden Monaten führten wir Aktionen durch, durch die sich die Wiener HJ. auch aktiv in die Reihen der nationalsozialistischen Kämpfer einschalten und bald über Wien hinaus einen Namen machen konnte. Die erste dieser Aktionen fand am 9. November 1937 am Stephansplatz statt. Die HJ. der inneren Bezirke traf sich am Ring und trat zu einem bestimmten Zeitpunkt aus den Seitengassen auf ein gegebenes Zeichen auf den Stephansplatz heraus, um das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied zu singen. Die ganze Aktion machte, da sie zur Zeit des stärksten Verkehrs erfolgte, einen ungeheuren Eindruck und zeigte vor allem vielen Ausländern, daß die nationalsozialistische Bewegung in Wien trotz allem nicht tot war und vor allem viel Jugend hinter sich hatte. Trotz der hohen Teilnehmerzahl von 600 Mann ging alles so reibungslos ab, daß nicht einmal eine einzige Verhaftung gelang.

Nach dieser ausgezeichnet gelungenen Generalprobe holten wir zum großen Schlage aus! Am 13. Januar 1938 wurden vom „Vaterländischen Frontwerk – Österreichisches Jungvolk“ am Wiener Westbahnhof 40 Führer der italienischen Jugendorganisation Balilla erwartet. Unser Plan war sofort gefaßt und hatte das Ziel, den italienischen Jugendführern die wahre Lage in Österreich eindringlich vor Augen zu führen.

Um den 40 Kameraden der Balilla ein wahres Bild Österreichs und seiner Jugend zu geben, wurde von der Wiener HJ. eine Begrüßungsdemonstration veranstaltet, an der ungefähr 1000 Hitler-Jungen teilnahmen. Die Kundgebung bot ein vorzügliches Bild und machte einen großen Eindruck auf die Zuschauer. Schon nach wenigen Minuten war der Platz vor dem Bahnhof dicht besetzt von der nationalsozialistischen Wiener Jugend und von ihren Heil-Hitler-Rufen erfüllt. Die Polizei versuchte, unterstützt vom Sturmkorps der Vaterländischen Front, die Demonstranten zu zerstreuen und ging schließlich sogar mit Gummiknüppeln gegen die anwesende Jugend vor. Bei der Abfahrt der Balilla wurden Flugblätter in italienischer Sprache verteilt, in denen die Gäste über die wahre Einstellung des österreichischen Volkes und seiner Jugend aufgeklärt wurden. Die Kundgebung verlief äußerst wirksam, eine Folge der guten organisatorischen Vorarbeiten. Maßgebende italienische Persönlichkeiten sowie Mitglieder der Balilla waren sich über diese Demonstration völlig im klaren und werteten sie als das, was sie war: eine Begrüßungskundgebung der deutschen Jugend in Österreich.

Wiener HJ. begrüßt die Balilla

In den an die italienischen Gäste gerichteten Flugblättern hieß es u. a.: „Ihr seid in Österreich gewesen, was habt ihr beobachtet? Habt ihr gezählt, wie viele Schlote rauchen, wie viele stilliegen? Habt ihr gezählt, wie viele Menschen Schuschnigg lieben und wie viele ihn hassen? Habt ihr gezählt, wie viele Jungen im Österreichischen Jungvolk sind und wie viele nicht? Habt ihr die Jugend gesehen und das Volk, die Schuschnigg und sein illegales und meineidiges Regime hassen? In Österreich sind hunderttausende Arbeiter ohne Arbeit. In Österreich sind 30 000 Jugendliche ohne Arbeit. In Österreich sind 10 000 in den Kerkern aus politischen Gründen. Ihr habt die Tausende gesehen, die euch empfangen haben mit dem verbotenen Horst-Wessel-Lied, trotz Schuschnigg, seinem Regime und seiner Polizei. Das beweist, daß das österreichische Volk deutsch ist und zu Hitler hält, daß die österreichische Jugend kämpft mit Disziplin, Ehre und Enthusiasmus in der verbotenen österreichischen HJ.!“

Die Sache mit Punks

erzählt von Hella Schwatlo

Ehe ich meine Geschichte erzähle, muß ich erst einmal über Punks selbst berichten. Punks ist ein lieber, kleiner Kerl mit einem etwas zotteligen, braunen Lockenkopf, mit einer lustigen Stupsnase und zwei großen, braunen Augen, die jedem Griesgram mit einer echt mädchenhaften Angriffslust ins Gesicht lachen. Punks weiß zu Hause mit dem Kochlöffel oder mit dem Schrubber ebenso geschickt umzugehen wie in der Schule mit schwierigen Rechenaufgaben. Verfänglichen Prüfungsfragen setzt sie mit wahrer Meisterschaft vieldeutige Antworten entgegen. Der Rechenlehrer schwört Stein und Bein auf Punks; er behauptet, sie sei die einzige der ganzen Klasse, die überhaupt ein Zahlengedächtnis besitze. Ja, sie sei geradezu eine Zahlenkünstlerin. — Kurzum: Punks ist alles in allem ein Prachtmädel. Und doch hat auch sie eine Schwäche: Punks besitzt nicht nur einen entzückenden Lockenkopf, sie hat auch einen Dickschädel. Den hatte sie schon, als sie noch ein winziger, kleiner Drops war, der kaum laufen konnte. Das Unglück wollte es nun, daß die Mutter und die Tanten und viele andere Spaß daran hatten und diesen kleinen Dickkopf noch verstärkten.

Die folgende kleine Geschichte soll zeigen, wie die kleine Punks, dieser viel bewunderte Dreikäsehoch, seinen Dickkopf durchzusetzen verstand. Punks hatte nämlich herausgefunden, daß Äpfel und Birnen am besten schmecken, wenn man sie selbst vom Baume pflücke oder schüttele. Die Folge dieser Feststellung war, daß Punks alle Äpfel und Birnen verschmähte, die ihr die Mutter aus der Obstschale oder aus der Vorratskammer reichte. „Punks mag nicht. Nur vom Baum!" erklärte sie jedesmal. Sie lugte dabei wohl sehnsüchtig zu den rotbäckigen Früchten in Mutters Hand, aber ihr Dickkopf war stärker; und der sagte: „Nur vom Baum!"

Da ging schließlich die Mutter mit der kleinen Punks in den Garten, schüttelte einen der kleinen, kahlen Pflaumenbäume; und siehe da: ein schöner, rotbäckiger Apfel fiel auf die Erde. Daß er aus Mutters Schürze gefallen war, sah Punks nicht. Sie erblickte nur den Apfel und biß befriedigt hinein.

Die Folge dieser eigentümlichen Apfelernte war, daß die Mutter noch sehr oft mit Punks in den Garten gehen mußte; denn nun blieb Punks erst recht dabei: „Äpfel nur vom Baum!"

Und wie mit dem Apfel war es noch mit vielen anderen Dingen. Das Kind Punks setzte seinen Dickkopf durch. So ist es also kein Wunder, daß Punks auch dickköpfig blieb, als sie in die Schule kam. Dort hat zwar der eine oder andere Lehrer versucht, Punks von dieser kleinen Schwäche zu heilen. Aber es ist niemandem gelungen. Und da ja Punks im übrigen ein wirklicher Prachtkerl war, so gab sich schließlich keiner mehr die rechte Mühe. Vielleicht hätte Punks ihr ganzes Leben lang mit dem Dickschädel herumlaufen müssen, wenn sich nicht im vergangenen Sommer jene Geschichte zugetragen hätte, die ich als „die Sache mit Punks" erzählen will.

Fünf Mädel, unter ihnen Punks, haben eine gemeinsame Ferienfahrt unternommen. Mit dem Fahrrad sind sie von Hause losgeradelt. Ihr Ziel ist die Ostsee. Dort wollen sie die Räder unterstellen und dann die Küste entlangwandern; unterwegs soll natürlich ausgiebig gebadet und geschwommen werden. Die Fahrt verläuft auch planmäßig. Die fünf übernachten in den Jugendherbergen, in denen sie sich vorsichtigerweise angemeldet haben. Der erste Tag vergeht, der zweite und der dritte Tag. Alle fünf sind bester Laune. Punks singt mit ihrer etwas frechen, lustigen Stimme die ausgelassensten Lieder. Oder sie erzählt schnurrige Geschichten. Sie kauft billig ein. Sie kocht ab. Alle stellen, wie schon oft, bewundernd fest: Punks ist ein Prachtkerl! Da, am vierten Tag, geschieht es. Punks Dickschädel meldet sich zu Wort. Und dieser Dickkopf will plötzlich nicht mehr weiter. Mitten auf der Landstraße bremst Punks, die immer vorneweg fuhr, ab und erklärt kurz und bündig: „Ich fahre nicht mehr weiter. Was sollen wir an der See?! Hier in der Nähe steht eine alte Burgruine, da will ich hin. Ich will endlich mal einen richtigen Burggeist sehen."

Nun ist natürlich guter Rat teuer. Die vier anderen wissen wohl von Punks Hartnäckigkeit. Dennoch versuchen sie zunächst, durch Zureden sie von dem neuen Plan abzubringen. Wie vorauszusehen war: ohne Erfolg! Und wie immer in solchen Augenblicken, wenn sich Punks Dickkopf bemerkbar macht, wird sie schnippisch und kratzbürstig: „Ihr könnt ja ruhig weiterfahren, ich hindere euch ja nicht. Fahrt ihr nur an die langweilige See!" Punks ist in solchen Augenblicken nicht wiederzuerkennen. Zur Bekräftigung ihrer Meinung legt sie ihr Fahrrad in den Graben und setzt sich selbst daneben. Die vier Mädel beraten nun, was zu tun ist. Zwei sind der Meinung, man solle ruhig nachgeben. Vielleicht überlege es sich Punks auf dem Weg zur Burg doch noch wieder anders. Hetti, die Jüngste unter ihnen, ist sogar richtig wütend. Sie versucht die anderen drei zum Weiterfahren zu überreden. Nur so, meint sie, sei Punks von ihrem Dickkopf zu heilen. Doch Dagmar, die wegen ihrer großen Ruhe allgemein bekannt ist, hat einen anderen Plan. Und dem stimmen die anderen drei begeistert zu. So teilen also die vier Freundinnen Punks mit, sie habe schon recht. Die See sei ja wirklich langweilig, und es wäre schon besser, mal mit einem richtigen Gespenst auf der Burgruine Bekanntschaft zu machen. Der böse Dickschädel, der sich unter Punks braunem Lockenkopf verbirgt, triumphiert. So radeln sie also los, abseits der Straße, die zum Meer führt, jenem sagenhaften Berg zu, dessen Höhe die alte, zerfallene Ritterburg krönt. Es wird Spätnachmittag, es wird Abend. Die Jugendherberge, wo die vorausbestellten Betten auf die fünf Freundinnen vergebens warten, liegt weit ab. Unruhig schaut Punks nach einem Dorf oder einem alleinstehenden Gehöft aus, in dessen Scheune sie zu nächtlicher Rast einkehren können. Der Abend fällt zur Dämmerung. Da taucht endlich, wie aus der Landschaft gehoben, der kleine Bergkegel mit den alten Burgmauerresten in der Ferne auf. Sie treten fester die Pedale. Doch ehe sie die Berghöhe erreicht haben, ist es bereits stockdunkel geworden, und noch immer ist links und rechts der schmalen Straße, auf der sie fahren, kein Haus, kein Dorf zu sehen. „Wir müssen rasten", sagt Dagmar zu Punks. „Es wird schon Nacht." Punks brummt etwas Unverständliches vor sich hin. „Aber wo?" fragt Hetti, und ihr ist gar nicht wohl dabei. „Nun, oben auf der Ruine", erklärt Dagmar. „Da haben wir wenigstens ein Dach überm Kopf." Punks möchte gerne sagen, daß man ebensogut am Fuße des Berges zelten könne, wie oben in dem alten Gemäuer. Aber sie weiß, daß man sie dann für einen Angsthasen halten wird. Außerdem hat sie ja den Vorschlag gemacht, mal einen alten Burggeist kennenzulernen. So antwortet sie denn so ruhig, wie es ihr möglich ist: „Natürlich übernachten wir dort oben."

Und so geschieht es. Im Schutze der alten Burgmauer packen sie ihre Zeltbahnen aus und errichten ihr kleines, spitzdachiges Nachtlager. Punks vermeidet es, noch einmal vom Burggeist oder anderen Gespenstern zu reden; auch die anderen sind sehr kleinlaut geworden. Nur Dagmar sagt so leichthin, ehe sie sich niederlegt: „Na, hoffentlich erscheint uns das begehrte Gespenst wenigstens im Traum." Punks hat kaum Zeit, darüber nachzudenken, denn die lange Fahrt hat sie sehr müde gemacht. Ehe die andern nur an Schlaf denken können, sind ihr bereits die Augen zugefallen und sie träumt von einem weichen Feldbett, wie sie überall im Lande in den Herbergen der Jugend stehen. Dagmar führt nun mit den drei anderen ihren Plan aus, durch den sie Punks von ihrem Dickkopf heilen will.

Punks hat ein schreckliches Erwachen. Sie liegt allein in ihrem Zelt. Ihr Brotbeutel ist ebenso verschwunden wie die vier Freundinnen. Erschreckt fährt sie hoch und denkt, daß die anderen schon draußen in der Burg herumspuken werden. So wischt sie sich den Schlaf aus den Augen und kriecht gleichfalls aus dem Zelt heraus. Aber weder von Dagmar, noch von Hetti, noch von den anderen ist irgendeine Spur zu entdecken. Auch die Räder sind verschwunden. Wie sich Punks nun umsieht, entdeckt sie auf der Zeltspitze einen großen, weißen Zettel. Sie nimmt ihn und kann ihn nur mühselig entziffern. In geheimnisvollen, verschnörkelten Runen steht da geschrieben: „Die Mädchen und die Räder habe ich abgeholt. Der Burggeist."

Nun weiß natürlich Punks, daß ihr die anderen nur einen Streich gespielt haben, aber ganz wohl ist ihr trotz allem nicht. Und da Dagmar Punks gründlich für ihre Dickköpfigkeit bestrafen will, läßt sie Punks noch viele Stunden in Ungewißheit. Erst als die Sonne hoch über der Burg steht, da sieht Punks, wie unten vom Fuße des Berges herauf die Freundinnen herbeigeradelt kommen. Ihr verwaistes Rad lenkt Dagmar mit der rechten Hand. Erst hat Punks schimpfen und dann schmollen wollen. Aber die anderen haben sie einfach ausgelacht. Und dann sind sie eiligst an die See gefahren, die so gar nicht langweilig war. Und Punks Dickkopf meldet sich seitdem nur noch ganz selten zu Wort.



„Der Deich bricht"

Eine Erzählung von Hermann Piper

Vor langen Zeiten, als der Mensch die Ströme noch nicht bezwungen hatte, war er oft erbarmungslos in ihrer Gewalt. Wenn in den Bergen der Schnee schmolz oder der Herbst mit Regen und Sturm seinen Einzug hielt, verließen die Ströme über Nacht ihr Bett. Wie der greuliche Lindwurm, so stiegen die Fluten über die Ufer und verschlangen alles, was bäuerlicher Fleiß und göttlicher Segen hervorgebracht hatten. Armut und Not hielten Einzug in den Dörfern und Städten der Ebene.

Kein Damm und kein Beten könne dem gierigen Element Einhalt gebieten — so ging der Glaube in der Niederung des Rheines —, erst wenn ein Mensch von den Fluten verschlungen und seine Leiche hinweggespült wäre, fänden die Wasser wieder ihren alten Weg.

Jörg Rötters glaubte das auch und starb wie ein Held. Die Witwe lebte seither allein in dem alten Steinhaus neben dem niederen Deich und wurde bei Säen und Ernten auf ihrem kleinen Anwesen älter und sonderlich. Ein Hochwasser wie jenes, das den Jörg verschlungen, war nicht mehr gewesen. „Es wird auch so bald nicht wiederkommen", meinte die Alte. „Gute Bissen halten lange vor!"

In dem Jahre aber, da sie den 80. Sommer scheiden sah, kam der Winter schon bald mit Schnee und Regen ihm nach, füllte die Flüsse und Seen mit schmutziger Flut und die Menschen der Niederung mit banger Sorge. Noch ehe der Landmann die letzten Früchte des Jahres geerntet hatte, konnten die Ufer den Strom nicht mehr halten. Wie ein hungriger Wolf fiel er über das müde Land her. Mit Mühe wurde das Vieh hinter den schützenden Damm gebracht. Die Dörfler schritten durch Haus und Stall, dichteten die Luken und festigten die Balken. Der Deichgraf rief die Jungmannschaft auf, um, was löchrig und morsch am Deich war, zu stopfen und zu erneuern. Wachen standen bei Tag und Nacht, die das Wachsen des Wassers beobachten sollten. Am Abend rief das Glöcklein mit wimmernder Stimme die Gemeinde zur Bittandacht zusammen, damit Gott sich erbarmen möge über die geängstigte Kreatur. Jörg Rötters Witwe blieb in ihrem Hause und schüttelte unwillig den Kopf: „Moloch Strom will sein Opfer!" sprach sie.

Mit Wachen und Sorgen gingen die Tage dahin. Das Wasser kletterte lanзsam dem Deich auf den Rücken. Tiefe Falten gruben sich in die Stirnen der Alten, auf den Lippen der Jungen erstarb das frohe Lachen. Als das Christfest vor der Tür stand, setzte eine grimmige Kälte ein, die nach Tagen die wallenden Fluten in einen starren Panzer zwängten. „Wenn es jetzt Tauwetter gibt, dann gnade uns Gott!" — Die Männer schritten wohl zehnmal am Tage über den Deich. „Einem schweren Eisgang trotzt er nimmer!"

„Er wird es aushalten, er darf nicht brechen ...!" Weiter wagte auch der Deichgraf nicht zu denken.

Still wie ein Totenacker lag die weite, eisige Fläche, als plötzlich am Abend vor dem Fest mit Heulen und Brausen ein Südwind sich auftat, der an Türen und Läden zerrte wie ein junger Märzenwind. Solcher Wärme mitten im Winter konnten sich die Ältesten im Dorfe nicht erinnern. Noch in der Nacht wurde die Deichgemeinschaft zur „nötigen Hilf" herbeigerufen und mit Stangen bewehrt, damit sie, wenn das Eis ins Treiben käme, die Schollen nach Vermögen vom Deiche fernhielten. Der Küster ließ das Glockenseil nicht aus den Händen, um in höchster Gefahr Weiber, Kinder und Greise zu eiligster Flucht zu mahnen.

Am Morgen ging ein Zittern durch den Leib des gefesselten Riesen. Wie fernes Donnern klang es! Mit Urgewalten hatte das Wasser die Eisdecke gesprengt. Wo sich Risse und Spalten zeigten, schoß es, der Freiheit sich freuend, wild auf, riß hier ein kleines, dort ein großes Stück Eis aus der Decke, schob es hinauf oder schleuderte es in die Tiefe hinab. Neue Spalten klafften auf, gieriger und lauter stieg das befreite Element aus der gurgelnden Tiefe.

Vergeblich mühte sich die Deichmannschaft, das Eis vom Lande zu lösen und in Bewegung zu bringen. Höher und höher türmten sich Berge von Eisschollen, die der Strom aufeinanderpackte, ungeheuerlich wurde der Druck, der den Damm bedrängte. Lange wird er es nicht ertragen können!

Als es Mittag schlug, gab der Deichgraf dem Küster das Zeichen: „Dorf in Gefahr! Hinweg, was lebt!" wimmerte das Glöcklein vom Turm. Da flohen sie aus den Häusern, um den schützenden Mühlenberg zu erreichen. Unheimlich mengte sich das Schreien der Kinder und das Blöken des Viehs mit dem heulenden Sturm.

Die Männer hielten noch Wacht auf dem Deiche, der ächzte und stöhnte. Mit Balken und Sandsäcken versuchte man, ihm den Atem zu verlängern. Vergebliches Beginnen! Was Menschenkraft auch herbeischleppte, die grundlose Tiefe verschlang es sogleich. Als der Deichgraf sah, daß längeres Verweilen nur den Tod bringen könnte, rief er gegen den brausenden Wind die Männer von ihrem Werke ab. Da wichen auch sie vor den entfesselten Urgewalten zurück und suchten den Hügel zu gewinnen. Mit wehem Herzen nahmen sie Abschied vom Dorf und den Äckern, die bald von den Fluten verschlungen sein würden. Immer wilder stürmte der Strom gegen das Bollwerk, immer größer wurde die Gefahr.

Am alten Steinhaus quoll plötzlich Wasser durch den Deich. „Der Damm bricht!" schrien die Weiber auf und bargen ihre

Gesichter in den Händen. Aber schon war das Loch verstopft. Das gab dem Wasser eine neue Angriffsfläche, und bald brach die Wunde größer als zuerst wieder auf. Das Wasser drang in breitem Strom in das ungeschützte Dorf, suchte sich seinen Weg in die Häuser und Ställe und fand auch die Gärten und Felder, die dahinter lagen. Das alte Steinhaus stand wie eine trutzige Schanze in der Bresche. Eisschollen stauten sich vor den dicken, grauen Mauern. „Die werden so leicht nicht nachgeben!" sagten die Geretteten, die ängstlich beieinander gedrängt vom Hügel aus dem schaurigen Spiel zusahen. Je mehr Schollen sich um das Haus lagerten, um so leidenschaftlicher versuchten die nachdrängenden, das letzte Hindernis zu nehmen. Schier unbeweglich standen die Mauern!

„Wo ist Jörg Rötters Witwe?" fragte plötzlich eines der Weiber in all den Jammer hinein. — Als die Frage ohne Antwort blieb, wußte man, daß die Alte in ihrem Hause geblieben war. Da vergaßen sie ihr eigenes Geschick. Aller Augen ruhten auf dem alten Hause, das Ansturm um Ansturm des Wassers zunichte machte.

Als die Nacht endlich ihre grauen Schleier über die tosenden Wasser breitete, stand das alte Steinhaus immer noch. „Es ist fest, es wird nicht fallen!" sagten die Zuversichtlichen.

„Der Damm war fester und er brach doch!" kam es von den Lippen der Verzagten.

Um Mitternacht ließ der Sturm nach. Voll Ungeduld wartete man auf den anbrechenden Tag. — Das wurde ein schreckliches Erwachen!

In Dorfesbreite war der Damm weggerissen. Die Wasser diesseits und jenseits bildeten einen weiten See, aus dem Baumkronen und Dächer wie Totenmale herausragten. Vom alten Haus aber war nichts mehr zu sehen; friedlich und still flutete das Wasser über seinem Grab.

Wie Jörg Rötters Witwe starb, erfuhr man nicht. Aber sie fürchtete ja den Tod so wenig wie ihr Mann; darum wird sie gestorben sein wie er.

Ein neuer Damm trotzt heute dem wildesten Strom. Wo das alte Steinhaus stand, blieb aber ein Wasserloch, das im Volksmund nur die „Rötters Kaul" genannt wird.

Ein Soldatentagebuch

Nun bin ich schon über ein Jahr unter des Führers jungen Soldaten. Rekrutenzeit, Übungsplatztage und Manöverwochen, schwere Stunden und begeisternde Feste habe ich in diesem Jahre erlebt, welches sich wie ein gewaltiger bunter Traum aus der Erinnerung erhebt. Kaum ein Bild vermag man mehr im einzelnen festzuhalten. Da wirbelt alles durcheinander, die lachenden Gesichter der Kameraden, die Stube mit den blaugewürfelten Betten, lodernde Biwakfeuer, ratternde Maschinengewehre, der Regimentsmarsch und die langen Marschkolonnen inmitten der blühenden Heimatlandschaft.

Als ich am ersten Tage der Soldatenzeit mit einer Zeltbahn voller Sachen auf dem Buckel oben von der Kompaniekammer kam und meine liebe Not hatte, alle die Herrlichkeiten beieinander zu halten, da tauchte bei mir der Plan auf, doch einmal alles das aufzuschreiben, was mir Vater Staat in der Kaserne als Aussteuer beschert hatte. Ich kam mir ja so unendlich reich mit meinen Herrlichkeiten vor. Die Eltern, die Geschwister, die alten Freunde daheim, sie sollten staunen, wie wohlhabend ich mit einem Schlage geworden war. Ich türmte also die ganze Last auf mein Bett und begann dann Stück für Stück in ein kleines Kalenderbuch einzutragen, bevor ich das Spind einräumte, welches man mir zugewiesen hatte. Nun kam ich allerdings nicht sehr weit mit dieser Art von Buchführung, denn sowohl unser Stubengefreiter wie auch der Unteroffizier hatten wenig Sinn für eine derartige Genauigkeit. Sie meinten, dafür wäre keine Zeit vorhanden, und tatsächlich, so war es auch. Wir fanden in den ersten Tagen kaum eine ruhige Minute, und wenn endlich des Abends draußen vor der Wache der Zapfenstreich geblasen wurde, dann lagen wir in den Betten, froh, nun endlich etwas Ruhe zu haben. In dem Büchlein aber war ein dicker Strich durch die begonnene Aufzählung gefahren, und statt dessen stand da nur ein Wort „Einkleidung". Die neue soldatische Erziehung hatte schon gewirkt, denn mit militärischer Kürze stellte dieses Wort einen ganzen Abschnitt aus dem Leben eines jungen Soldaten dar. So entstand mein Tagebuch.

Tagebuch, welch großartiger Ausdruck für dieses Gewirr loser, verschwitzter und krummverbogener Blätter. Ihr solltet es sehen. Sicher wäret ihr enttäuscht und würdet nicht vermuten, daß es eine reiche Fülle köstlicher Erinnerungen birgt. Hättet ihr es in der Hand, ihr wüßtet wahrscheinlich nicht viel damit anzufangen. Würdet vergeblich nach Anfang und Ende forschen, manches darin Geschriebene nicht entziffern können, denn da hat nicht nur die menschliche Hand geschrieben. Der Regen ist mit dicken Tropfen hineingefahren, Sand und Lehm haben dunkle Spuren hinterlassen, und manch ein Blatt fehlt. Es ist in der Hand eines Meldegängers davongetragen worden.

Ihr müßt nämlich wissen, solch ein Soldatentagebuch ist nicht mit jenen Tagebüchern zu vergleichen, die man wohl sonst hier und da findet. Es hat kein behagliches Dasein in einem wohlverschlossenen Schreibtisch. Eine Zeitlang wohl, und das sind so die ersten Wochen der Soldatenzeit, da liegt es im Bücherfach des großen Militärspindes. Denn in diesen Wochen kommt der junge Soldat nicht viel heraus. Er muß erst begreifen, wie er sich in Uniform zu bewegen hat, muß gehen und stehen, muß richtig grüßen lernen. Ihr denkt, das kann doch schon ein jeder, ehe er zum Militär geht. Aber da irrt ihr euch. Erst wenn ihr selber mal Soldaten seid, dann werdet ihr einsehen, daß beim Militär der Mensch alles noch einmal ganz von vorne lernt. Sicherlich ist auch in den ersten Tagen in dem Soldatentagebuch eine Eintragung über die Vereidigung zu finden, denn sie stellt einen großen Feiertag im Leben der jungen Soldaten dar, werden sie doch an ihm als Waffenträger der Nation auf den Obersten Befehlshaber der deutschen Wehrmacht, auf den Führer Adolf Hitler, vereidigt. Den Tag seiner Vereidigung vergißt niemals ein Soldat und er vermerkt ihn dann auch bestimmt in seinem kleinen Tagebuch.

Dann aber, nach den ersten Wochen, begleitet das Buch seinen Besitzer in der Brusttasche des Waffenrockes zum ersten Male ins Gelände, auf die ersten größeren Märsche, und es zieht mit ihm das erste Mal auf Wache, ist bei ihm, wenn er Posten stehen muß. Voll Stolz schreibt der Soldat hinein, wenn er auf dem Schießstand eine Zwölf geschossen hat, und trauernd vermerkt er wohl auch einmal, wenn er beim Appell mit Hosen oder Stiefeln wegen irgendeiner Kleinigkeit dem Oberfeldwebel, der Mutter der Kompanie, aufgefallen ist.

Dann ist aber auch bald die Lehrzeit überstanden. Der Herr General kommt zur Besichtigung der Rekruten. Jeden einzelnen sieht er sich genau an, prüft, ob er zu einem tüchtigen und würdigen Soldaten des Führers erzogen werden konnte. In meinem Tagebuch steht für diesen Tag die Eintragung: „Rekrutenbesichtigung ist für die ganze Kompanie gut ausgefallen. Am Nachmittag gab es Sonderurlaub."

Den Dienst in der Kaserne, auf dem Exerzierplatz und die Märsche und Übungen in der Nähe der Garnisonstadt kann das Tagebuch wohl noch ganz gut überstehen. Doch wenn dann eines Morgens in aller Kuckucksfrühe das gesamte Regiment mit seinem langen Troß zum Truppenübungsplatz oder zum Manöver ausmarschiert, dann beginnt die Leidenszeit für solch ein Soldatentagebuch. Es wird in die Kartentasche zwischen die Generalstabskarten, die Buntstifte und Meldeblocks gesteckt, es wird in der Packtasche auf dem Pferderücken durchgeschüttelt oder in sausender Fahrt auf dem Kraftrad mit durchs Gelände geführt. Da fehlen dann oft genug die getreulichen Berichte, denn die Soldaten waren Tag und Nacht in den Stiefeln. Sie sind schier endlos marschiert, haben die Nächte im weiten Feld unter freiem Himmel gelegen, die Sonne brannte auf sie hernieder, und sie konnten nicht in den Schatten treten, weil sie immer weiter und immer weiter marschieren mußten, der Regen durchnäßte sie bis auf die Haut, ohne daß ein schützendes Dach weit und breit zu finden war.

Ihr habt sicher schon einmal solch eine Kolonne Soldaten gesehen, wenn sie durch eure Stadt oder euer Dorf gerückt ist. Vorne ritt der gestrenge Herr Hauptmann und dann kamen in langen Reihen die Grenadiere, das Gewehr auf der Schulter, auf dem Kopf den Stahlhelm und auf dem Rücken den großen Tornister. Sie sangen sicher ein Lied, als sie durch die Ortschaft kamen, die Bewohner traten mit Eimern voll kühlen Wassers aus den Türen und die Jungen liefen, um den Soldaten die Feldflaschen zu füllen. Hinter dem Zuge aber fuhr rumpelnd die qualmende Feldküche. Dem Fußvolk folgten Reiter und Fahrzeuge, Kanonen und Autos. Am Himmel brummten die Flieger. Wenn ihr dann ein Stückchen mitgezogen seid, so habt ihr vielleicht auch ein Gefecht miterlebt. Die Maschinengewehre begannen zu bellen. Die Schützen sprangen hinter die Bäume oder

in den Straßengraben. Niemand war mehr zu sehen, denn alle lagen flach am Boden und in Deckung. Euch ist dieses Soldatenleben sicher sehr lustig und spannend erschienen, doch habt ihr auch den tiefen Ernst bedacht, der hinter diesen Manöverübungen steckt? Das alles wird doch nur durchgeführt, um eines Tages gerüstet zu sein, wenn es einer fremden Macht einfallen sollte, unser friedliches Vaterland zu überfallen.

Mein Tagebuch hat mich auf allen diesen Übungen und Märschen, auf den Meldewegen und Spähtruppaufgaben begleitet. Überall ist es dabeigewesen, doch oft sind die Seiten in diesen Tagen leergeblieben, denn es war keine Zeit, auch nur ein Stichwort zu vermerken. Hatte man aber wirklich eine freie Minute, so wurde diese dazu benutzt, um alles das nachzuholen, was zu kurz kam. Da meldete sich der Körper ganz von selbst, und in der Ruhestellung lag die ganze Kompanie, wo sie gerade gehalten hatte, und schlief. Trotzdem kann ich aber aus den leergebliebenen Seiten vieles herauslesen, gerade sie sprechen eine beredte Sprache.

Nun aber ist das erste Dienstjahr zu Ende. „Reserve hat nun Ruh", steht im Buch, denn ein Teil der alten Kameraden zieht das graue Ehrenkleid aus. Sie treten ins Berufsleben zurück. Froh, ihre Pflicht für Führer, Staat und Volk getan zu haben, und doch auch traurig, daß das schöne Soldatenleben, welches sie trotz seiner harten Anforderungen doch so liebgewonnen haben, nun für sie beendet ist. Da nimmt dann vielleicht mancher solch ein kleines abgeledertes Büchlein mit nach Hause, sein Soldatentagebuch, und packt ihn dann mal die Sehnsucht nach dem Lachen der Kameraden, nach dem Rasseln der Fahrzeuge, dem Schnaufen der Pferde und dem Marschtritt der waffenklirrenden Kolonnen, dann nimmt er sein altes Tagebuch zur Hand, das er sicher sein ganzes Leben lang wie ein kleines Heiligtum bewahren wird.

Gefreiter Günther Heysing,
12. MGK. Inf.-Reg. 67 Generaloberst v. Seeckt.

Treue zum Schwur!

Vergeßt nicht, was uns stark gemacht, Kameraden!
Das war noch nicht die letzte Schlacht, Kameraden!
Der Sieg war leicht, schwer ist die Wacht,
Seid auf der Hut, noch ist die Nacht
Gewitterreich geladen.

Wir müssen bei der Fahne steh'n, Kameraden!
Wir müssen auf den Führer seh'n, Kameraden!
Er wies uns an ein herrlich Ziel,
Um Deutschland geht das hohe Spiel,
Kameraden!

Auf unsere Treue kommt es an, Kameraden!
Daß wir uns halten Mann an Mann, Kameraden!
Daß wir uns halten stark und rein,
Ein Strom durchzuckt die braunen Reih'n,
Kameraden!

Daß heilig halten wir den Schwur, Kameraden!
Die Nachwelt segnet unsre Spur, Kameraden!
Daß wir mit Ruhm stets aufersteh'n,
Wenn Deutschland muß zum Kampfe geh'n,
Kameraden!

Herybert Menzel

Der Stadtrichter von Gmünd

Sechshundert Jahre mögen es her sein, um die Stunde, da die drei großen Fensterrosen an der Westseite des Parlermünsters zu Schwäbisch-Gmünd aufleuchteten wie Blut. Da drängte sich durch das Rinderbachertor der freien Reichsstadt ein schwarzer Haufen von Reisigen. Sie führten in der Mitte eine schöne, bleiche Frau und zwei Bübchen, die ihr bis an den Gürtel des edlen Gewandes reichten. Aus den kleinen Fenstern der engen Gasse schoben sich schnell viel neugierige Köpfe und viele Finger wiesen auf die drei, die da gefangen zwischen den Spießen liefen.

„Die Roßwagerin! Die Roßwagerin!" raunte man schadenfroh oder mitleidig bis vor zum Marktplatz. Da sprangen die Sensenschmiede der Esse davon, da liefen die Pfeffersäcke vor ihre Ladentüren, da ließen die Gold- und Silberschmiede ihre Werkstatt im Stich. Alles rannte dem schwarzen Haufen nach. Man sah die Frau zusammenzucken unter den Flüchen und Schmähworten, die ihr jetzt von allen Seiten wie giftige Pfeile entgegenflogen, sah, wie der ältere Knabe, der einen krummen Rücken hatte, sich immer tiefer beugte, so, als drückten ihn die Flüche in den Boden. Der andere aber, der mit dem krausen, schwarzen Haar, schritt aufrecht und herrisch und tat, als ritte er hoch zu Roß und hätte seine Häscher gefangen. Da stießen sich die Gmünder mit den Ellenbogen an und zürnten: „Ganz wie sein Vater, der Strauchritter, der Stegreifler, der elendig!" Drauf lachten die Reisigen und schrien: „Wir haben ihn und seine Kerle mit blutigen Köpfen heimgeschickt! Hahaha! Der rote Hahn sitzt auf Burg Eck!"

„Bravo, bravo!" johlten die Bürger, „sollt dâfür Freibier saufen an Sankt Sebastian!" — Da war es gut, daß das große Eichentor des Rathauses mit dem Einhorn im Wappen die drei Gefangenen verschluckte, denn die Roßwagerin trugen die Füße nimmer.

Aber was da geschehen war, war zu Recht geschehen. Seit Jahr und Tag trieb es in der ganzen Umgegend kein Schnapphahn so toll wie der Roßwager. Den Bauern trieb er das Vieh ab, den Wanderern stahl er den Beutel aus dem Wams, und was für die Reichsstädter das Schlimmste war, die hohen Planwagen fremder Handelsherren, vollbeladen mit Fässern italienischen Weins, mit Kisten voll französischer Seide raubte er mit seinen Spießgesellen aus und riß den also Geprellten noch die Geldkatze vom Gürtel. Was Wunder, daß die Gmünder Sensenschmiede ihre sonst bis nach Frankreich geholten Sensen nicht mehr an den Mann brachten, daß die güldenen Ringe und funkelnden Ketten der Gold- und Silberschmiede den Ruhm der Meister nicht mehr in die Lande tragen konnten! Wer hatte noch Lust, mit ihnen Handel zu treiben, wenn Gut und Leben keinen Pfennig mehr galten! Hölle und Teufel! Was hatten sie schon alles auf des Roßwagers Kopf gesetzt! Aber bis zum heutigen Tag kam dem keiner auf die Spur, weil er den Rossen, die ihn und seine Spießgesellen trugen, die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen. Doch seit wann ist ein Gmünder auf den Kopf gefallen! Durch Spione brachten sie heraus, daß der Roßwager heute in aller Frühe mit seinem Troß von Burg Eck weggeritten war. Derweil er irgendwo hinter Hecken auf neue Beute lauerte, drangen die Gmünder Reisigen in seine Burg, nahmen die Burgfrau und ihre zwei Söhnlein gefangen und setzten das Raubritternest in Brand. Wohl jagte der Ritter ihnen nach Stunden in wilder Hatz nach, aber die Gmünder ließen sich ihre Beute nicht mehr entreißen. Mit blutigen Schädeln saßen die Freibeuter in dieser Nacht wohl zwischen der rauchenden Burgruine und schmiedeten Rachepläne.

Aber die Liebe zu Weib und Kind trieb den Roßwager als Bittenden vor die Tore Gmünds. Er schwur vor versammeltem Rat Urfehde und bat, ihn in den Mauern der Reichsstadt mit seiner Familie im Frieden leben zu lassen. Die Gmünder sagten aus Klugheit und aus Erbarmen mit der stillen, verhärmten Burgfrau Ja und Amen dazu. So wohnte der einst Gehaßte von nun an noch viele Jahre als Edler von Rauber in ihren Mauern. Und wer hätte es gedacht: Er war mit der Zeit sogar wohlgelitten, ja, hochangesehen, weil er der Stadt gar viele wichtige Dienste beim Bau ihrer trutzigen Wehrtürme leistete.

Es geschah aber, als der Roßwager starb, daß das Blut des Vaters sich mächtig regte in seinem jüngsten Sohn. Er trat vor seinen Bruder und redete also: „Weißt du, wie unser Ahn getan, als ihm der Calwer seinen edelsten Renner stahl? Er schlich sich selber in des Grafen Burgstall, schwang sich auf sein Rößlein und jagte los. Weil aber das Burgtor vor ihm zugeschlagen ward, trieb er den Gaul auf die Mauer, gab ihm die Sporen und schrie: Roß wag's! Das Pferd lag nachher zerschmettert im Burggraben, aber unser Ahn entkam mit heiler Haut. Glaubst du, ich mach dem

Roßwager noch länger Schand und Spott?" „Was willst du damit sagen, Karl?" fragte der schwächliche, rückenkrumme Hans Anton, der am liebsten über hochgelehrten Schriften saß und das Studieren nicht satt bekam. „Daß mir's von allem Anfang an zu eng war zwischen Pfeffersäcken und Zunftbrüdern! Auf trutzigem Felsen bin ich geboren, frei und stolz wie mein Falke, und der Sturm hat mir das erste Lied gesungen. Über Zaun und Hecke bin ich als kleiner Bube auf meinem Rößlein hinweg, jedes Vogelnest habe ich gewußt in unseren Wäldern, jede Wildspur war mir vertraut. Ich muß wieder hinaus, Hans Anton, sonst zerreißt mich das Heimweh. Lieber mit dem Vater unter den Boden von Sankt Johann, als länger in diesen Mauern leben!" Da redete Hans Anton ihm nicht dagegen, denn er ahnte, daß das Blut mächtiger ist als fürsichtige Reden. Der Rat der Stadt willfahrte Karls Wunsch und ließ ihn ziehen. Ja, er gab ihm sogar noch einen stattlichen Haufen Geldes, weil der junge Roßwager geschworen hatte, allweg treulich Frieden zu halten mit Gmünd.

Zwanzig Jahre zogen ins Land. Hans Anton von Rauber war ob seiner Gelahrtheit und seines Edelsinns schon seit langem Stadtrichter von Gmünd. In all den Jahren war nie eine Kunde von dem Bruder zu ihm gekommen. Die ganze Stadt glaubte, daß er draußen verdorben und gestorben sei.

Da geschah es, daß man im nahen Schurwald einen Räuber überwältigte. Der hatte seit Monaten die ganze Gegend in Schrecken gejagt und war drum gesucht worden in allen Höhlen und Schluchten. Ganz Gmünd war auf den Beinen, als man den Gefesselten jetzt zwischen Spießen ins Rathaus führte. Er war ein großer, starker Mann mit finsterem Auge und bleichem Haar und schritt so stolz und herrisch daher, als hätte er seine Häscher gefangen. Sie führten ihn vor den Stadtrichter, damit der ihm das Urteil spräche nach Recht und Gesetz.

„Dein Name?" forschte Hans Anton von Rauber. Der Mann in den Ketten schwieg. — „Dein Stand?" Der Räuber blieb stumm. — „Deine Heimat?" Totenstille. Was immer auch der Stadtrichter fragte, kein Wort kam über des bleichen Räubers Mund. Da wurde ihm getan, wie es das Recht gegen Räuber vorschrieb: Am sechsten im Erntemond des Jahres 1399 wurde dem Unbekannten auf dem Marktplatz neben dem Pranger die rechte Hand abgehauen. Hernach hängten sie ihn an den Schneller ob dem Rößlein.

Die Gaffer waren aber noch nicht wieder heimgekehrt, da ging ein schaurig Raunen durch alle Gassen. Wo es hinkam, bekreuzte man sich, die Weiber schrien: „Jesus Marie!", die Kindlein liefen zwischen die weiten Mutterröcke und blieben dort mit weißen Backen hocken. Und es war keine Lügenmär, was in allen Stuben der Reichsstadt Grausiges geflüstert wurde: Der Henker hatte dem Toten die Kleider abgenommen. Da sah er an dessen rechtem Arm rot eingeäzt einen Namen. Und dieser Name war kein anderer als der des längst verschollenen Roßwagers.

Als der Stadtrichter erfuhr, daß er den eigenen Bruder dem Galgen überliefert hatte, schlug er wie vom Blitz getroffen auf die Diele seines Hauses. Sie trugen ihn ins Bett, wo er tagelang liegenblieb wie ein Toter. Als er wieder aufstand, da war es Nacht in seiner Seele, und seine Kraft war gebrochen. Übers Jahr an Himmelfahrt starb er. Er ward begraben in der Predigerkirche, und es war keine von den hundert Glocken in Gmünd, die ihm nicht ins Grab geläutet, kein Herz, das nicht das grausige Geschick des letzten Roßwagers beklagt hätte.



Deutsche Stadt im Mittelalter

Eine Zeichnung für „Hilf mit!" von Herbert Scheurich

Hauptmann Berthold

Das Jahr 1919 war in Not und Tod zu Ende gegangen und das Jahr 1920 begann düster und hoffnungslos. Oben im Baltikum hatten die Freikorps die letzten Kämpfe ausgefochten und ihre Toten begraben. Ohne Hilfe und ohne Nachschub aus der Heimat blieb ihren todesmutigen Taten der Sieg versagt. Am Ende des Jahres waren sie in das Reich zurückgekehrt. Jetzt lagen die Reste der Formationen, die um Mitau und Riga, die an der Düna und an der Aa gekämpft und geblutet und die bolschewistischen Horden abgewehrt hatten, in kleinen, stillen Bürgerstädten und warteten auf ihre Stunde. Sie waren die letzten Soldaten des großen Krieges, die die Waffe nicht aus der Hand legen wollten, die noch bereit waren, Ehre und Boden gegen die Raubgier der Feinde zu verteidigen. Es waren nicht mehr viele, die der Krieg und die Kämpfe im Osten, im Baltikum und in Oberschlesien, verschont hatten.

In Kehdingen bei Stade an der Elbe lag der Hauptmann Berthold mit den Resten seines Freikorps, der „Eisernen Schar Berthold". Es waren knappe 200 Mann, vielleicht ein paar weniger, vielleicht auch ein paar mehr. Und der Hauptmann wartete auf die Stunde, in der das Volk aufstehen sollte, um sich gegen seine Unterdrücker zu erheben. Und Tag um Tag und Woche um Woche verging, und seine Leute wurden müde und ungeduldig. Sie fragten ihre Offiziere und sie fragten Hauptmann Berthold: Wann marschieren wir? — Sie fragten Tag für Tag.

Endlich schien es soweit zu sein. Als der Marschbefehl kam, waren Maschinengewehre, Karabiner und Minenwerfer wieder da. Vor dem Zugriff der feindlichen Kommissionen, die überall das Land nach Waffen durchsuchten, hatte man sie rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Nun standen sie zur Verfügung. Die Läufe und Schlösser waren frisch eingefettet und ohne jeden Rostfleck. Die Männer hatten gewußt, wo sie ihre Waffen sicher verbergen konnten.

Am 13. März 1920 brach Hauptmann Berthold mit seinem Korps von Stade aus auf. Bis Harburg an der Elbe kam er mit dem Zug, dann machten aufgerissene Schienen die Weiterfahrt unmöglich. So bezog er in der Stadt Quartier. In der Heimfelder Mittelschule legten die Männer die Tornister und die Karabiner ab und richteten sich für die Nacht ein.

In der Stadt herrschte eine gereizte Stimmung. Man wollte von den Freikorpssoldaten nichts wissen. Bolschewistische und jüdische Wühler waren überall in der Bevölkerung tätig und hetzten sie auf. Und das Volk vergaß, was es seinen Kämpfern, die die Grenzen mit Leib und Leben geschirmt hatten, schuldig war. Als der Morgen des 15. März 1920 anbrach, war die Heimfelder Schule, in der Berthold mit seinen Soldaten lag, von Bolschewisten eingeschlossen. Eine schwerbewaffnete Übermacht stand ihnen gegenüber. Die Wasserversorgung der Schule war abgesperrt worden und die Lebensmittelzufuhr hatte man abgeschnitten.

Um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, erklärte Hauptmann Berthold am Nachmittag des 15. März seine Bereitschaft, die Waffen abzulegen und mit seiner Mannschaft abzurücken. Er hatte geglaubt, es mit ehrenhaften Gegnern zu tun zu haben, die ein einmal gegebenes Wort halten würden. Aber er irrte sich.

Auf den Augenblick, wo die Soldaten waffenlos sein würden, hatte das Gesindel nur gewartet. Die wehrlosen Männer wurden überfallen und zum Teil auf der Straße erschlagen. Dem Rest gelang es, den Schutz der Pionierkaserne zu erreichen.

Unter ihnen war nicht der Hauptmann. — Unter einer einsamen Laterne in einer stillen Seitenstraße fand man später seinen Leichnam im Straßenschmutz. Bolschewistische Untermenschen hatten den wehrlosen Offizier abgeschlachtet.

Als die „Eiserne Schar" die Heimfelder Schule verließ, hatten Soldaten versucht, den Hauptmann in Sicherheit zu bringen. Sie wußten, daß in der Stadt von den Hetzern die Parole ausgegeben war, alle Offiziere zu erschlagen. Im Schutze eines großen Soldatenmantels erreichte der Hauptmann eine Seitenstraße. Unerkannt war er entkommen. Schon glaubte er alle Gefahr vorüber, da kamen ihm auf der anderen Straßenseite ein paar Männer entgegen. In dem Licht einer Laterne sah er die roten Armbinden aufleuchten. Schon hatten sie den Mann im Soldatenmantel gesehen und umringt.

„Was bist du denn für einer?" — Einer der Rotgardisten riß Hauptmann Bertholds Mantel auf, ehe sich dieser zur Wehr setzen konnte. In dem fahlen Licht der Gaslaterne blinkte dem Verbrecher das Kreuz des Pour le mérite entgegen.

Was dann geschah, ist schnell erzählt:

Die Überzahl überwältigte den einzelnen Mann, den seine Kriegsverletzungen schon zu keinem gleichwertigen Gegner gemacht hätten. Mit Gewehrkolben und mit Messern gingen sie auf ihn los. Den Degen, mit dem sich Berthold zu verteidigen suchte, rissen sie ihm aus der Hand, den mehrfach gebrochenen Arm brachen sie noch einmal. Als der Hauptmann unter den Kolbenstößen umsank, stürzten sie sich noch einmal auf ihn und zerstampften ihn. Ein Messer fuhr in seine Kehle und beendete die Qual. Dem Toten rissen sie die Uniform vom Leibe und stießen den Leichnam in den Dreck, nachdem sie die Barschaft Bertholds untereinander geteilt hatten. In dem matten Licht der Gaslaterne ließen sie den Toten liegen. Ein paar Schritte weiter lag der zerbrochene Degen Rudolf Bertholds und daneben der Stern des Pour le mérite.

Wer war Hauptmann Berthold?

Als der Weltkrieg 1914 ausbrach, befand sich im Offizierkorps des Infanterieregiments „Graf Tauentzien" Nr. 20, das in Wittenberg in Garnison lag, der Leutnant Rudolf Berthold. Er meldete sich sofort zu den Feldfliegern, bei denen er die vier langen Kriegsjahre blieb, abgesehen von der Zeit, in der er im Lazarett lag. In der Marneschlacht 1914 erwarb er sich bereits das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse. Berthold war ein unermüdlicher Draufgänger, stets dort, wo „dicke Luft" war. Mehr als einmal mußte er nach einem Luftkampf irgendwo auf dem Felde notlanden, weil sein Motor von den Einschüssen des Gegners durchsiebt war. Die Schüsse, die er selbst davongetragen hatte, störten ihn nicht und hinderten ihn auch nicht, schon am nächsten Tage wieder aufzusteigen.

Im Mai 1916 wurde er in einem Luftkampf zum Absturz gebracht, nachdem er selbst seine Gegner heruntergeholt hatte. In fast hoffnungslosem Zustand lieferte man den Flieger im Lazarett ein. Doppelter Oberschenkelbruch, Verletzung des Beckens, Ver-

Zeichnung: Fritz Friedel



„Was bist denn du für einer?"

Das neue Italien

Das faschistische Italien, mit dem das nationalsozialistische Deutschland ein kameradschaftliches Abkommen getroffen hat, das in der Achse Rom — Berlin von weltpolitischer Bedeutung ist. Der Empfang Mussolinis seinerzeit in Deutschland sowie der Empfang des Führers im neuen Italien vom 2. bis 10. Mai sind der Beweis dafür, daß die Völker beider Staaten das Abkommen ihrer großen Führer begrüßen und zu ihnen stehen.



letzung des Schädels, Gehirnerschütterung und dazu einen Nasenbeinbruch stellte der Arzt fest. „Ob er durchkommt..." Ein Achselzucken war die Antwort auf die Fragen der Kameraden. Ja, es bestand sogar die ernste Befürchtung, daß Berthold blind bleiben würde. Doch das Wunder wurde Wirklichkeit: Berthold genas. Sechs Wochen nach seinem Absturz, notdürftig zusammengeflickt, meldete er sich wieder an die Front. Fassungslos sahen die Ärzte, wie sich das Bündel Mensch, das sich nur mit Mühe am Stock bewegen konnte, im Gipsverband in sein Flugzeug heben ließ.

Berthold flog und siegte. Fast täglich meldete der Heeresbericht seinen Namen. Am 26. September brachte er seinen 10. Gegner zur Strecke und erhielt dafür den höchsten preußischen Kriegsorden, den Pour le mérite. Und die Kette seiner Siege reißt nicht ab. — Wieder folgt ein Absturz. Als Führer des Jagdgeschwaders II wird er noch einmal schwer verwundet. Der rechte Oberarm ist von den Geschossen eines Gegners völlig zerfetzt. „Amputation" ist der Entschluß der Ärzte. Mit Aufbietung aller Kraft wehrt sich der Hauptmann gegen den Spruch. Er setzt es durch, daß man die Heilung auf andere Weise versucht. Aber die rechte Hand bleibt kraftlos. — Ein anderer wäre jetzt vielleicht verzagt. Nicht so Berthold. Er lernt es, links zu schreiben, er übt sich im Steuern mit der linken Hand und schließlich schießt er auch linkshändig.

Eines Tages besteigt der Einarmige wieder sein Kampfflugzeug. Das Unglaubliche wird Wahrheit: Der Einarmige, den der Ärzte überragende Kunst am Leben erhalten hat und der seine Beweglichkeit allein seinem eisernen Willen verdankt, liefert wiederum dem Gegner schwere Luftgefechte. 16 Gegner schickt er vom Mai bis August 1918 in die Tiefe.

Am 10. August 1918 besiegte er seinen 43. und 44. Gegner in einer Zeit von zehn Minuten. Doch diesmal muß auch er niedergehen. Aus der schwerbeschädigten Maschine birgt man ihn mit einem Armbruch — wieder an der alten Schußstelle, die ihm seinen rechten Arm gelähmt hatte. Im Lazarett erlebt Hauptmann Rudolf Berthold den Waffenstillstand.

Berthold war eine der ruhelosen Naturen, die nur leben können, wenn sie ihr Leben für eine große Sache einsetzen. Deutschland — das war das Ziel, für das Hauptmann Berthold lebte und kämpfte. Und das sollte jetzt alles aus sein? — Für Berthold gab es da kein langes Überlegen. Kaum wiederhergestellt, bildet er das Freikorps „Eiserne Schar Berthold". Unter dem Kommando General Ritter von Epps, des heutigen Reichsstatthalters in Bayern und Reichsleiters der NSDAP., befreite er mit den Kameraden von „Oberland" und den übrigen Formationen die Stadt München vom Terror bolschewistischer Verbrecher.

Als das Baltikum und seine urdeutschen Städte Mitau, Riga und wie sie alle heißen zu verbluten drohten, stand die „Eiserne Schar" auch hier wieder in vorderster Front im Kampf gegen die blutigen Henker des asiatischen Bolschewismus, dessen Weg durch rauchende Dörfer und die Blutspur ungezählter Deutscher aus bestem Kolonistenblut gezeichnet war. Dann, als die Heimat ihren Soldaten in den Rücken fiel, kehrte auch das Freikorps Berthold zurück. Blutenden Herzens gaben sie das Land preis.

Dann kam der 15. März 1920, der Tag von Harburg an der Elbe.

*

In Berlin liegt das Invalidenhaus und daneben auch der Invalidenfriedhof, den Friedrich der Große für seine treuen Soldaten anlegen ließ. Hier schlafen sie den ewigen Schlaf bis zum letzten Appell. Ein Gang über diesen Friedhof ist ein Gang durch die deutsche Geschichte. Hier liegen die, die ihr Leben im Dienst des Vaterlandes verzehrten. Da steht das Denkmal, das man Scharnhorst errichtete, da liegt die steinerne Platte, die das Grab Schlieffens deckt, da liegt der Hügel, unter dem Richthofen schläft, und hier kündet auch eine schlichte Tafel über einem Hügel von Hauptmann Berthold.

Hier ruhet der Fliegerheld, Kgl. preußischer Hauptmann
Rudolf Berthold
Inf.-Rgt. Graf Tauentzien von Wittenberg Nr. 20
Führer des Jagdgeschwaders II und der
„Eisernen Schar Berthold".
Kämpfer für Deutschlands Ehre,
Sieger in 44 Luftschlachten,
Geehrt vom Feinde,
Erschlagen von deutschen Brüdern
am 15. März 1920 in Harburg a. d. Elbe
geb. am 24. März 1891.

„Unternehmen Michael"

Nach langen Vorbereitungen hat der Große Generalstab des deutschen Heeres seinen Kampfplan für das Jahr 1918 aufgestellt. In unendlicher Mühe ist in einer 80 Kilometer langen Front zwischen La Fère und Arras alles aufgebaut worden, was der große Angriff erfordert. Mit dem Decknamen „Unternehmen Michael" soll das deutsche Vorgehen bezeichnet werden.

Überall sind die Divisionen auf den Angriff und auf den Bewegungskrieg neu geschult worden, haben Vertrauen gefaßt und erwarten mit Begeisterung den großen Tag. Seit dem 21. März 1918 sind die 17. und die 2. und die 18. Armee in Bewegung. Stunde um Stunde haben sich die Kämpfer in das Gelände der Sommeschlacht vom Jahre 1916 hineingearbeitet, haben Engländer und Franzosen in immer neuem Ringen von einer Stellung in die andere gedrückt, haben Zehntausende gefangen und ungeheure Lager von Munition, Ersatzteilen, Lebensmitteln, Kleidung gefunden. Weit über die ursprünglich befohlenen Ziele hinaus ist der Ansturm gegangen, und an vielen Stellen ist Gelände erreicht, das seit Jahren kaum etwas vom Kriege gesehen hat. Tapfer wehren sich die Engländer gegen weiteren Rückzug, werfen verbissen neue Stellungen auf und bauen e i n Hindernis so besonders stark aus, daß es als „Labyrinth" bezeichnet wird. Aus ihm wird eine wahre Festung. Flieger und Späher melden immer Neues von der Tätigkeit an diesem Werke. Wenn nicht recht rasch die Feste fällt, dann stockt der ganze Vormarsch, dann bleibt die Armee zurück, dann wächst der Widerstand vielleicht so sehr, daß aus dem Vorgehen wieder schwerer Stellungskampf wird. Und dann sind vielleicht alle Opfer des bisherigen Vormarsches umsonst gewesen.

Ein neues Generalkommando, Nr. 69, übernimmt den Frontabschnitt, vor dem das Labyrinth liegt. Es soll den Angriff leiten, die Infanterieregimenter führen und die Artillerie richtig und erfolgreich ansetzen. Ehe es sein Quartier bezieht, ist schon einer seiner Generalstabsoffiziere, Major zur Linden, mehrfach an der Front gewesen. Weil er zur I. Abteilung gehört und dort die Gruppe a führt, wird er I a genannt. Er hat sich über die Lage beim Engländer und bei uns genau unterrichtet, hat mit der Artillerie, den Beobachtern, den Pionieren und mit den Kommandeuren der Infanterie genau alle Verhältnisse, vor allem alle Wege, erkundet. Er weiß jetzt, wie man dem Feinde am besten beikommen kann, wo die Wege gut und wo sie schlecht sind, wo sich Bäche und Gräben und Brücken befinden, und er kann sich auch ein Bild davon machen, wo der Gegner unsere eigenen Stellungen und unsere Anmarschwege einsieht; aus Fliegermeldungen und eigenen Kartenskizzen kann er den ganzen Aufmarsch in seinem Abschnitte genau vorbereiten, berechnen und den Angriffsbefehl bis in alle Einzelheiten hinein vorschlagen. — Zur Linden ist derjenige Generalstabsoffizier des Generalkommandos, der den Einsatz der Truppen zu bearbeiten hat. Ein anderer bemüht sich um den Nachschub von Munition und Lebensmitteln und um den Einsatz von Kolonnen. Ein dritter — der Adjutant — ist für Offiziersersatz verantwortlich, ein vierter für die Verwundeten und ihren Abtransport. Wieder ein anderer — der Nachrichtenoffizier — hat es mit den Gefangenen zu tun, sammelt alle Nachrichten über den Feind und gibt so schnell wie möglich Bericht darüber, was er Neues über ihn erfahren hat. Ordonnanzoffiziere übermitteln Befehle an Stäbe und Truppen, holen Nachrichten ein, stellen die persönliche Verbindung zu den Regimentern und Bataillonen her. Alle diese Offiziere im Korpsstabe werden vom C h e f d e s S t a b e s geführt. Der hat den Auftrag, mit seinen Gehilfen alle Befehle so weit vorzubereiten, daß sie dem K o m m a n d i e r e n d e n G e n e r a l zur letzten Entscheidung vorgelegt werden können. Der allein entscheidet, ob er einen Vorschlag annimmt oder nicht, ob er etwas Besseres erwartet. Hat er erst einen Befehl gegeben, dann ruht a l l e V e r a n t w o r t u n g a u f i h m. Er kann wichtige und große Befehle an die Truppe, d. h. an Tausende von Männern, die daraufhin in Bewegung geraten, nicht einfach zurücknehmen oder sofort durch andere Anordnungen ersetzen. Ist der Angriff von ihm befohlen worden, arbeiten sich die Truppen an den Feind heran, dann muß auch er abwarten, wie sein Befehl ausgeführt wird und ob das, was er befohlen hat, möglich wird. Er allein entscheidet, ob der Rat ausgeführt wird, und in seiner Hand liegt das Leben aller seiner Männer.

Das Generalkommando 69 kommt von einem anderen Frontabschnitt her, wird zur Leitung des großen Angriffs hier eingesetzt, weiß, daß die Aufgabe schwer ist, und rechnet damit, daß die Armee und die Oberste Heeresleitung mit den schwersten Geschützen helfen werden. Wenn das Sturmbataillon in den Feind einbricht, dann wird neben den schwersten Geschützen die eigene schwere Artillerie gut vorgearbeitet haben, dann wird das eiserne Hindernis vor der Front hoffentlich so rasch genommen werden, daß hinter dem Sturmbataillon her die ganze Infanterie nachstoßen und den Engländer so frisch verfolgen kann, daß er sich nicht erst wieder zu neuer Verteidigung stellt. Dann endlich kann die ganze Armee in breitem Stoß folgen. Drückt sie mit Schwung und aller Kraft nach, dann hoffentlich läßt sich die feindliche Macht ganz brechen, dann vielleicht ist endlich der große, umfassende Sieg da; vielleicht naht dann das siegreiche Ende. Wie ein rächender Erzengel „M i c h a e l" wird dann das Schwert auf den Feind sausen. Es gab kaum jemanden im Heere, der nicht in diesen Frühlingstagen vor 20 Jahren, nach dem harten Ausbildungswinter, mit neuem, starkem Mute an den Sieg und an ein gutes Ende geglaubt hätte und der nun bereit war, die letzte Kraft daranzugeben.

Der Stab des Korps hat sein Quartier bezogen. Die Kommandeure werden noch einmal gedrängt, die Meldungen fließen zusammen: Der Angriffsplan steht fest. Das Armeeoberkommando fragt am Fernsprecher, wie weit die Vorbereitungen seien und meldet einen seiner Offiziere — den Major Grafen Schellenberg — zur Besprechung an. Vor der Front wird es immer lebendiger. Spähtrupps stoßen mit englischen Patrouillen zusammen und bringen einen Gefangenen ein, der im Stabe in großer Spannung verhört wird. Aus dem Wenigen schon, was aus ihm herausgefragt werden kann, erhebt sich schwer und bedrohlich eine große, neue Gefahr für den deutschen Angriff: Die Engländer haben ausgeruhte Reserven herangeführt, ausgezeichnete Frontsoldaten, aufs beste gerüstet, eilig herangeworfen und von Tanks begleitet. Flieger bestätigen die Menge von Tanks im englischen Abschnitt. Es ist dem Stabe schnell klar, daß die frischen Truppen nicht nur halten, sondern selber angreifen sollen. Damit ist der eigene Angriff bedroht, vielleicht der erhoffte Gesamterfolg. Wie schwer das Wetter wird, das sich zusammenzieht, das kann noch niemand sagen. Auf dem Stabe lastet schwere Sorge: Läßt sich der Auftrag noch ausführen? Mit welchen Mitteln? Wann? Mit welchem Erfolg?

Die Lage wird dadurch noch schwerer, daß der Major vom Armeeoberkommando die Hoffnung darauf nehmen muß, die schwersten Geschütze für den Angriff einzusetzen, sie werden an anderer Stelle noch dringender gebraucht. Der General schildert vergeblich die Last, den ganzen Ernst, die Verantwortung, die Folgen: Es kann ihm von außen niemand helfen.

Major zur Linden, der I a des Generalkommandos, schlägt vor, nicht auf den eigenen Angriff zu verzichten, ihn 24 Stunden vorzuverlegen, sich mit der eigenen Artillerie zu helfen, sie noch stärker als bisher geplant einzusetzen. Damit kann wahrscheinlich der Aufmarsch der Engländer gestört, ihr Angriff zersprengt und doch noch ein eigener Sieg erfochten werden. Das bedeutet: alle Truppen schneller nach vorn, alle Munition

einen Tag früher fahren, alle Zeiten vorverlegen, darauf hoffen, daß die Truppe auch dann alle Vorbereitungen beenden kann. Zur Linden legt zunächst mit dem Artilleriekommandeur alle Einzelheiten fest, vergewissert sich, ob der neue Plan in den Grundzügen möglich ist und baut nun den Vorschlag für den Angriffsbefehl um, bereitet für den Chef und den General alles zur Entscheidung vor und bittet danach seinen Generalstabschef, selber in der Front den entscheidenden Angriff mitmachen zu dürfen. Der Chef lehnt ab. Die Bitte muß abgelehnt werden; denn jeder Offizier und jeder Mann hat dort zu stehen und stehenzubleiben und seine Pflicht zu erfüllen, wohin ihn der Befehl gestellt hat. Am wenigsten kann ein Generalstabsoffizier mit solch wichtigen Aufgaben, wie sie zur Linden hat, im entscheidenden Augenblick seine bisherige Stelle verlassen, um zur Front gehen zu wollen. Zur Linden versucht zwar, seinen Stabschef davon zu überzeugen, daß ja alles vorbereitet und für ihn nichts mehr zu tun sei, so daß auch jeder andere ihn vertreten könne; aber er wird wieder auf seine schwere Pflicht verwiesen, zu verzichten.

Das Sturmbataillon 37 ist vorgezogen worden. Sein Führer wird vom Stabe freudig begrüßt und erhält vom General selber alle Einzelheiten über den geplanten Angriff. Der General begrüßt das ganze Bataillon in einer kurzen Ansprache, wünscht ihm den ersehnten Erfolg und lobt es als seine beste Truppe.

Der Engländer tastet mit schwerem Fernfeuer das Gelände ab. Granaten heulen ins Dorf, in die Nähe des Stabsquartiers. Der Hauptmann eilt zu seinem Bataillon und wird noch im Dorfe verwundet. Seine tapferen Stürmer nehmen das als schlechtes Zeichen, verlieren ihren Führer nur ungern, rechnen auf sehr schwere Verluste und bedürfen nun erst recht der Aufrüttelung. Zur Linden meldet sich erneut, diesmal zur Übernahme des Bataillons. Sein Stabschef ist nun einverstanden. Er muß zugeben, daß es im ganzen Bereiche jetzt keinen Besseren gäbe, keinen, der so genau weiß, worauf es ankommt, was vom Siege abhängt, keinen, der so schnell sich das unbedingte Vertrauen der Truppe erwerben könnte, und keinen, der in der Lage wäre, seine Sturmkompanien so glücklich auf die Ziele anzusetzen.

Dahinter steht noch die Überzeugung, die der Chef von seinem besten Mitarbeiter hat, daß der auch als Bataillonskommandeur an vorderster Front seinem Generalkommando den besten Rat geben kann, den dann die Lage erfordert. Wenn es richtig ist, daß die Engländer bald angreifen werden, daß also womöglich der deutsche und der englische Angriff einander begegnen, dann kann und muß das Dorf B e a u r e v o i r in der Hand des Sturmbataillons zum starken Block werden, an dem sich der englische Angriff bricht. Dann wird zur Linden seinem General über die Lage an der Front den besten Bericht und den klarsten Rat geben. Die Ordonnanzoffiziere bereiten inzwischen ihrem I a eine Abschiedsgabe; drei Brieftauben sollen aus Beaurevoir an den Stab Nachrichten bringen. Der General kann sich nur schwer entschließen, jetzt seinen I a ziehen zu lassen. Er bringt zunächst kein Verständnis für diese Haltung auf, fühlt sich im Stiche gelassen und lehnt auch die Erläuterungen des Stabschefs ab. Es ist ihm soldatisch unbegreiflich, daß ein Offizier eine ihm befohlene Stelle verlassen will. Außerdem fällt es ihm menschlich und sachlich schwer, einen Mitarbeiter, der sich über jedes gewöhnliche Maß hinaus eingesetzt hat, jetzt ab-



Geballte Ladung gegen die englischen Tanks

geben zu sollen. Als er schließlich dem Stabschef nachgibt, ist sein Abschied von zur Linden betont kalt und unfreundlich. Zur Linden kann des Verständnisses seiner Kameraden sicher sein; sie geben ihm das Geleit nach draußen. Er übernimmt das Bataillon, läßt seine Kompanien abrücken und singen. Hinter ihm stehen auf der Treppe die alten Kameraden vom Stabe und grüßen ihn und sein Bataillon. Der General tritt ans Fenster und blickt bewegt abschiednehmend seiner besten Truppe nach.

Zur Linden besetzt Beaurevoir. Er bekommt nur 1½ Kompanien ins Dorf. Dahinter zerreißt ein wahrer Feuersturm die Verbindung. Die Engländer legen zur Vorbereitung ihres eigenen Angriffs Feuer auf Beaurevoir und greifen an. Immer neue Massen quellen aus dem Labyrinth heraus und stürzen sich von allen Seiten auf das Dorf. Englische Tanks rollen an. In ihrem Schutze geht englisches Fußvolk vor. Beaurevoir ist umzingelt; zwischen ihm und dem Mühlenberge baut sich eine englische Schlachtlinie auf, die nur darauf wartet, daß Beaurevoir fällt; dann kann der Angriff gegen die deutschen Hauptkräfte vorgetragen werden. Und so wird heftig um jedes Haus gekämpft. In der Mitte des Dorfes hält sich, um die Kirche herum, hinter Mauern, Zäunen, Barrikaden und in Kellern, zur Linden mit dem kärglichen Reste seiner Mannschaft, mit noch ganzen 40 Gewehren. Die erste Taube gibt Nachricht an das Generalkommando. Ein deutscher Beutetank sucht Verbindung mit den Verteidigern. Er bringt auf Befehl des Generals Ablösung für den Major. Der aber schickt seinen Stellvertreter zurück, läßt sich vom Tankführer, einem frischen Leutnant, Handgranaten und Munition geben, um solange wie möglich sich zu verteidigen. Im hastigen Gespräche erfährt er, daß der deutsche Angriff stockt, daß der ganze Vormittag nutzlos vergangen ist, daß der Engländer zwischen Beaurevoir und dem Mühlenberge liegt und daß bis jetzt nur um sein Dorf gekämpft wird. Nur noch eins kann helfen: stärkste Beschießung von Beaurevoir durch deutsche Geschütze. Zur Linden steht vor der neuen und schwersten Lage — als Kommandeur seiner Leute, als Generalstabsmajor und als Mensch. Er weiß, was der von ihm zu erbittende Befehl bedeutet. Die Geschützrohre sind ausgeleiert, die Munition ist Kriegsware; es muß mit Kurzgängern gerechnet werden, d. h. damit, daß die eigene Artillerie Freund und Feind trifft, daß die Verteidiger mit den angreifenden Engländern zusammen fallen werden. Er weiß auch, es ist der einzige Schritt, den anderen den Weg freizumachen.

Die zweite Taube steigt auf. Sie bringt dem General den letzten Rat zur Lindens. Ohne jede Rücksicht muß die deutsche Artillerie eine Feuerglocke auf das Dorf legen.

In erregter Erwartung wird der Taube die Botschaft abgenommen. Jeder, vom General bis zum jüngsten Ordonnanzoffizier, ist sich klar, was es bedeutet, den vom Major erbetenen Befehl zu geben: Der Feuersturm wird den Engländer aus Beaurevoir jagen, wird damit dem Reste des Sturmbataillons und allen Sturmtruppen den Weg bahnen. Ist Beaurevoir frei, dann kann die ganze Front vordringen. Greift sie schnell genug an und stößt sie auf fliehenden Feind, dann kann gleichzeitig mit ihm der Stoß in das Labyrinth dringen. Dann ist Aussicht, daß alles, was dahinter aufgebaut ist, einstürzt. Aber das kleine deutsche Häuflein in Beaurevoir wird unter Trümmern begraben sein.





„Gleich müssen die Tommys kommen!“



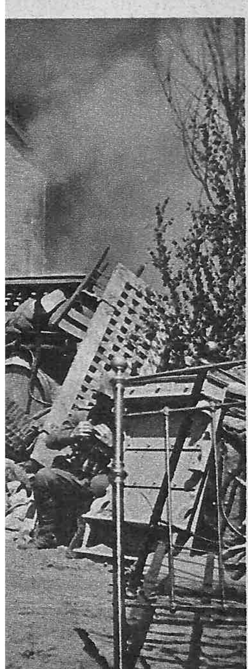
Schweres Feuer auf Beaurevoir

Aufnahmen: Ufa

Das soldatische Muß siegt beim General so gut wie beim Major: Der Befehl fliegt zum Artilleriekommandeur, und mit ungeheurer Wucht bricht Feuer aus allen Rohren auf Beaurevoir, auf Engländer wie auf Deutsche. Der Gegner flüchtet eilig, flutet in seine Ausgangsstellung zurück und macht damit den deutschen Stürmern den Weg frei. Aus allen Hörnern wird das Angriffssignal geblasen, und endlich geht der Angriff voran. Es reift ein Sieg heran, wie ihn die Männer sich ersehnt haben; in freiem Felde stürmen jubelnde Sieger dem Gegner nach.

Beim General trifft die dritte Taube ein, die letzte. Sie trägt die letzte Meldung der beiden letzten Kämpfer — eines Kompanieführers und eines Mannes —: Major zur Linden ist 12.40 Uhr in Beaurevoir gefallen.

Dr. Walther Günther.





Deutscher Tank hat die feindliche Linie zur Hilfe durchbrochen

Die unsichtbare Gefahr

Auf dem preußischen Schulhof des Jahres 1880 spielen die Jungen ebenso gern Räuber und Soldaten, wie sie es hundert Jahre früher getan haben und hundert Jahre später wahrscheinlich auch noch tun werden. Lautes Geschrei erschallt, alle sind eifrig dabei. Nur einer steht abseits und hält sich zurück. Das fällt den Kameraden auf, denn Fritz ist sonst einer der eifrigsten beim Spiel. „Was hast du denn heute, Mensch?" fragen sie, „sei doch bloß nicht so langweilig." Fritz zuckt mit den Achseln. Er ist müde, ihn fröstelt; aber das möchte er beileibe nicht zugeben. Es wird wohl nur solch eine dämliche Erkältung sein.

Das meint auch die Mutter, die abends seine heißen Wangen abtastet. „Junge, du glühst aber ordentlich", sagt sie, „geh' gleich ins Bett, ich werde dir Tee kochen, und dann wirst du schwitzen!" Fritz hat nicht einmal mehr die Kraft, um widersprechen. Bald liegt er unter der Decke und blickt starr aus glasigen Augen gegen die Decke der Stube. In seinen Ohren pocht ein Hammerwerk, ja, er kann die schweren Schmiedehämmer genau sehen, wenn er bloß die Augen schließt. Da schlagen sie auf dröhnende Eisenschienen, Schlag um Schlag, Schlag um Schlag. Ach, Unsinn! Er fährt hoch, reißt die Augen auf. Es ist ja nur sein eigenes Herz, das so stark schlägt. Aber das Fieber kommt wieder und täuscht ihm neue Erscheinungen vor, die wieder verfließen. Gleichzeitig beginnt ihn der Hals zu schmerzen. „Willst du trinken?" Die Mutter neigt sich über ihn. Er nickt, setzt das Glas an, schluckt und stöhnt auf. Ein stechender Schmerz in der Kehle hindert ihn am Schlucken. — Wenig später steckt der Arzt einen Löffelstiel in den Mund des Jungen, drückt die Zunge nieder und späht beim Schein der Petroleumlampe, die die Mutter hält, tief in den Rachen des Kranken. Er schüttelt den Kopf, murmelt etwas und nimmt die Mutter zur Seite. „Diphtherie", meint er, „ganz zweifellos. Die Mandeln tragen schon den kennzeichnenden grauweißen Belag."

Da fährt die Mutter hoch: „Retten Sie mein Kind, Herr Doktor!" „Ich werde ihm etwas verschreiben, alles andere liegt in der Hand der Zukunft!"

Das Fieber wächst rasend empor, es packt den schmächtigen Körper wie ein Brand, es ringt seine Widerstandskraft nieder. Im Rachen sitzt der Feind, die Belage wachsen zackig über die Mandeln, über Gaumen, Zäpfchen und Rachenwand. Glühend rot verschwillt der Schlund des Knaben. Das Schlucken ist so furchtbar schmerzhaft, daß er den Speichel lieber aus den Mundwinkeln heraus über das Kissen laufen läßt. Aber das alles ist noch nichts gegen das, was noch kommt. Die Schwellung im Hals schnürt die Luftwege ab, pfeifend, stoßend, würgend und hustend sucht sich der Atem den Weg in die Lungen. Die Mutter ist am Lager zusammengebrochen, der Arzt steht ratlos davor und sieht, wie der Würger sein Werk beendet. Die Augen quellen aus dem Kopf des Sterbenden, die Luft findet keinen Zugang mehr in seine Brust; blaurot läuft das Gesicht an. In gräßlichen Krämpfen erstickt ein Leben, eines von den ungezählten Tausenden, die die Diphtherie Jahr um Jahr erwürgt.

*

So war es, seit Menschen auf Erden leben. Niemand wußte, wer dieser Feind eigentlich war, der immer wieder verschwand, um jählings aufzuspringen und als verheerende Epidemie um sich zu greifen. Er versank, wie er gekommen war, zog sich in sein Versteck zurück und wartete, bis seine Zeit wieder anbrach. Kein Arzt auf Erden wußte bei dieser wie bei allen anderen Infektionskrankheiten, um was es sich eigentlich handelte, wer der unsichtbare Gegner war, der so schonungslos mordete.

Da begann in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts der Kampf gegen die ansteckenden Krankheiten. Der Franzose Pasteur entdeckte, daß sie durch allerkleinste Lebewesen verursacht wurden, durch winzige Pflänzchen, die Bakterien. Bald darauf glückte dem damaligen deutschen Kreisarzt Robert Koch im Jahre 1876 der große Wurf, die Bakterien des Milzbrands der Schafe nicht nur zu erkennen, sondern auch bekämpfen zu lernen. Nun war die Bahn frei, und man konnte damit beginnen, diese schrecklichen Feinde der Menschheit zu entlarven und zu bekämpfen. — Die Diphtherie war eine besonders scheußliche Krankheit, denn sie quälte ihre Opfer elend zu Tode. Obendrein schien sie es besonders auf Kinder und Jugendliche abgesehen zu haben. Wo sich Mandeln mit dem gefährlichen graugelben Belag bedeckten, war der Tod nicht fern. Manchmal starben bei Epidemien 60 Prozent der Erkrankten. Kein Wunder, daß Männer, die oft genug hilflos an den Lagern ihrer jungen Patienten gestanden hatten, ohne helfen zu können, nun daran gingen, zunächst einmal festzustellen, wer denn eigentlich an diesem Unheil die Schuld trug. Es war wieder einem Deutschen, dem Militärarzt Friedrich Löffler, vorbehalten, den Todesengel der Diphtherie im grauen Belag der Rachenmandeln aufzuspüren.

Löffler arbeitete unter Robert Koch. Immer wieder spähten seine Augen durch die funkelnden Linsen seines großen Mikroskops, immer wieder zerzupfte er den grauen Belag von den Mandeln Verstorbener auf dünnen Glasplättchen, bedeckte dieses Präparat mit einem hauchfeinen Deckgläschen und schob es unter das Mikroskop. Ungezählte Male spähte Löffler vergebens aus, ungezählte Male schüttelte er den Kopf und sagte: „So geht es nicht!", denn er sah nichts. Dann packte er die Todeskeime, die doch irgendwo in dieser schauerlichen Masse hausen mußten, mit Farbstoffen an. Immer wieder färbte er die Präparate, probierte Farbstoff um Farbstoff durch, bis er auf einmal hinter dem Mikroskop auffuhr. Da lagen im kreisförmigen Gesichtsfeld des Mikroskops winzige, schlanke Stäbchen. Keines von ihnen war länger als ein hundertstel Millimeter. Diese Stäbchen waren an ihren beiden Enden keulenförmig aufgetrieben, einige besaßen auch in der Mitte eine solche Auftreibung. Es bestand nach genauer Wiederholung der Versuche kein Zweifel, daß dies die Erreger der Diphtherie waren. Die heimtückische Bakterie war in diesem Jahr 1884 durch Löffler aufgespürt worden, die Jagd konnte bis zu ihrer Vernichtung weitergehen.

Löffler grübelte. Er kannte die Entdeckungen seines Lehrers Koch, der den Milzbrandbazillus in ungeheuren Massen überall in allen Blutgefäßen verendeter Schafe gefunden hatte. Die Bakterien der Diphtherie aber waren im Gegensatz zu denen des Milzbrandes durchaus nicht besonders häufig. Sie saßen nur in den Rachenbelagen der verstorbenen Kinder, die nun nach ihrem Tode dazu dienen mußten, der Wissenschaft zu helfen, um anderen Kindern das gleiche Ende zu ersparen. Wieso, so fragte sich Löffler, bringen es denn diese wenigen Bakterien zuwege, ein Kind zu töten, da sie doch gar nicht besonders zahlreich sind? Nach langem Überlegen, nach vielem Nachdenken kam er auf die Lösung. Die winzigen Stäbchen vergifteten die befallenen Kinder. Sie saßen auf den Mandeln und schieden ein Gift aus, das den ganzen Körper durchtränkte und so den Tod des Kindes herbeiführte. Einstweilen war der Gedanke Löfflers freilich nur eine Vermutung, eine Hypothese. Es mußte ein anderer kommen, um festzustellen, daß Löffler recht gehabt hatte.

Ein Franzose, Roux, führte die Gedanken des Deutschen Löffler weiter durch. Auch er machte die Beobachtung, daß die Bakterien selbst viel zu wenig zahlreich waren, um jemals unmittelbar zum Tod eines Wesens führen zu können. Er begnügte sich aber nicht mit dieser Feststellung, sondern ging daran, den Gedanken Löfflers durch den Versuch zu beweisen. Zum Glück gelang es ihm nach vielen Mißerfolgen. Man kann nämlich Bakterien auch außerhalb eines Körpers züchten, wenn man sie auf einen entsprechenden Nährboden setzt. Roux züchtete die gefährlichen Diphtheriebazillen in einer Brühe, in der sie sich unheimlich vermehrten. Dann preßte er die Brühe unter hohem Druck durch ein Filter, das alle Bakterien abfing. Es kam nur die klare Brühe durch. Wenn die Vermutung Löfflers richtig war, mußte die Brühe nun auch ohne Bakterien Diphtherie erzeugen, denn sie mußte ihr Gift enthalten. Roux spritzte sie einem Meerschweinchen ein. Das Meerschweinchen starb wirklich und bewies durch seinen Tod, daß zu einer Diphtherie-Erkrankung nicht etwa die Bakterien, sondern deren Gift notwendig ist.

Nun galt es aber, das Schwierigste und das Wichtigste zu vollbringen, zu lernen, wie man die Bakterien oder das Gift unschädlich machen konnte. Wieder war es ein Deutscher, der diese wunderbare Tat vollbrachte, Emil Behring. Behring arbeitete unter Robert Koch. Er war als Militärarzt abkommandiert worden, um auf dem Schlachtfeld des Bakterienkrieges zu siegen — oder zu fallen. Wer ununterbrochen mit den furchtbarsten Krankheiten und ihren Erregern in Berührung kam, war ständig gefährdet. Behring fragte nicht danach. Er hatte es sich zum Ziel gesetzt, der Diphtherie nun endgültig den Garaus zu machen, und er hat dieses Ziel beinahe erreicht.

Leicht ist es Behring nicht geworden. Man wußte damals noch sehr wenig von den Bakterien, und man wußte fast noch nichts von der Art, wie sie zu bekämpfen seien. Behring meinte

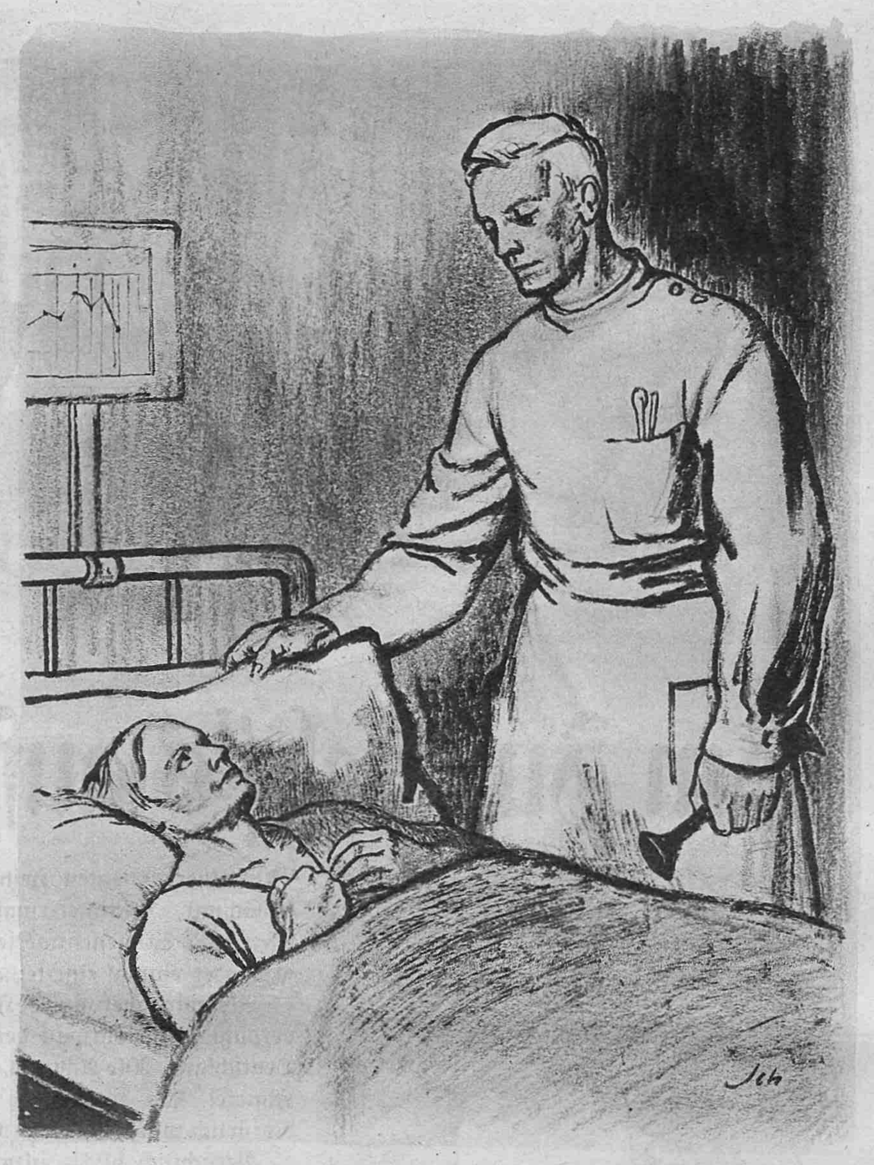
zuerst, er müsse eine Arznei, einen chemischen Stoff finden, den man den Diphtheriekranken ins Blut spritzen und sie so heilen könne. Natürlich konnte er nun nicht etwa auf gut Glück kranken Menschen allerlei Chemikalien ins Blut jagen. Er mußte sich damit begnügen, zu versuchen, kranke Kaninchen und Meerschweinchen zu heilen. Lange Zeit gelang ihm das nicht. Die Tiere starben trotz aller Heilmittel, die Behring verwendete. Manchmal waren diese Heilmittel auch sehr gefährlich, und so ist manches solche arme Tierchen gestorben, um durch seinen Tod später einmal viele Menschen zu retten.

Eines Tages füllte Behring seine Spritze mit Jod-Trichlorid und jagte den Inhalt dieser Spritze in die Blutbahn diphtheriekranker Meerschweinchen. Die Meerschweinchen wurden zunächst immer matter und kränker, und als sie ganz erschlafft im Stroh lagen, meinte Behring bereits, es würde auch mit dem Jod-Trichlorid wieder nichts sein. Er erwartete, daß auch diese kleinen Nagetiere sterben würden. Da, zu seiner Überraschung, erholten sie sich. „Ich habe das Heilmittel gefunden!" jubelte Behring. Das Jod-Trichlorid hatte scheinbar die Bakterien getötet und deren Gift vernichtet. Die Meerschweinchen fraßen wieder und wurden zusehends munterer.

So leicht sollte der Erfolg Behring aber nicht werden. Als er seinen Versuch der Heilung wiederholte, stellte es sich heraus, daß Jod-Trichlorid durchaus nicht zuverlässig war. Manchmal wurden kranke Meerschweinchen dadurch gerettet, manchmal aber auch nicht. Obendrein war Jod-Trichlorid gefährlich. Manche Meerschweinchen wurden wund, ihre Haut brach in Schwären auf und bereitete den armen Wesen große Pein. Dieses Mittel konnte man nicht an Menschen erproben, das war sicher.

Aber Behring war auf der Fährte und er ließ nun nicht mehr locker. Er versuchte eines Tages, die geheilten Meerschweinchen noch einmal mit Diphtherie anzustecken. Siehe da, man konnte versuchen, was man wollte, es gelang nicht mehr. Sie waren gegen die furchtbare Seuche fest geworden, wenn sie sie einmal überstanden hatten.

Behring überlegte. Er ließ die Versuche links liegen und dachte nach. „Es müssen sich", so meinte er, „also im Blut der Meerschweinchen, die genesen sind, Gegengifte finden, die die Giftwirkung der Diphtheriebazillen aufheben. Wenn ich nun versuchen würde, einen Tropfen Blut eines gesundeten Meerschweinchens mit einer Menge giftiger Diphtheriebazillen zu vermengen, und wenn ich dann diese Mischung einem gesunden Meerschweinchen einspritzen würde, was würde dann geschehen?"



Der Arzt ist dein Helfer — Zeichnung: Herbert Scheurich

Er tat, was er sich überlegt hatte, und siehe da, die Meerschweinchen blieben gesund, sie bekamen keine Diphtherie. Das Blut genesener Tiere war also das Heilmittel gegen Diphtherie!

Blut ist eine der wunderbarsten Erfindungen, welche die Natur gemacht hat, und wir sind noch weit davon entfernt, alle ihre Geheimnisse zu kennen. Hier hatte das Blut es tatsächlich zuwege gebracht, unter der Mithilfe von Jod-Trichlorid das Gegengift gegen die Diphtherie herzustellen.

Behring nannte dieses im Blutwasser, im Serum, gebildete Gegengift Antitoxin. Er lernte, es aus Schafen in großer Menge zu gewinnen. 1891 geschieht dann der furchtbare Versuch, ereignet sich das herrliche Wunder. In Berlin steht die Bergmannsche Klinik. Hier liegen in weißen Betten Kinder, glühend vor Fieber, in furchtbaren Erstickungsanfällen hustend, blaurot im Gesicht. Ihre verglasten Augen starren bereits in das dunkle Jenseits.

Ärzte im weißen Kittel beugen sich über die Erkrankten, legen die mageren Körperchen bloß. Das Antitoxin steigt in den gläsernen Spritzen hoch. Dann greift der Zeigefinger eines Arztes durch den Ring der Injektionsspritze. Die feine Nadel sticht durch die Haut des Kranken und der Zeigefinger drückt Antitoxin in die Gewebe. Was wird sich ereignen?

Niemand weiß, was nun geschehen wird. Es ist durchaus nicht sicher, ob das, was bei Tieren half, auch bei Menschen helfen wird. Vielleicht bringt Antitoxin den Menschen den Tod? Dennoch muß der Versuch gemacht werden, denn ohne Antitoxin sind die Kinder rettungslos dem Tod verfallen.

Die Krankenschwestern, die Ärzte, die Eltern, alle warten gespannt. Da, das Fieber sinkt! Der röchelnde Atem wird leiser, die Hustenstöße werden seltener, auch hier wirkt das Gegengift. Die Versuche sind nicht umsonst gemacht worden, das Heilmittel gegen Diphtherie ist entdeckt.

Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß dieses Antitoxin nicht unbedingt sicher zur Genesung führt. Roux nahm es sich noch einmal vor und verbesserte es, indem er es aus dem Blut von Pferden gewann. Auch jetzt war es noch nicht absolut heilbringend, und bis zum heutigen Tag ist das Serum, das Antitoxin, zwar zum Retter vieler, aber nicht aller Diphtheriekranker geworden. Immerhin hat es ungezählte Kranke gerettet und wird in Zukunft noch Millionen und Abermillionen retten.

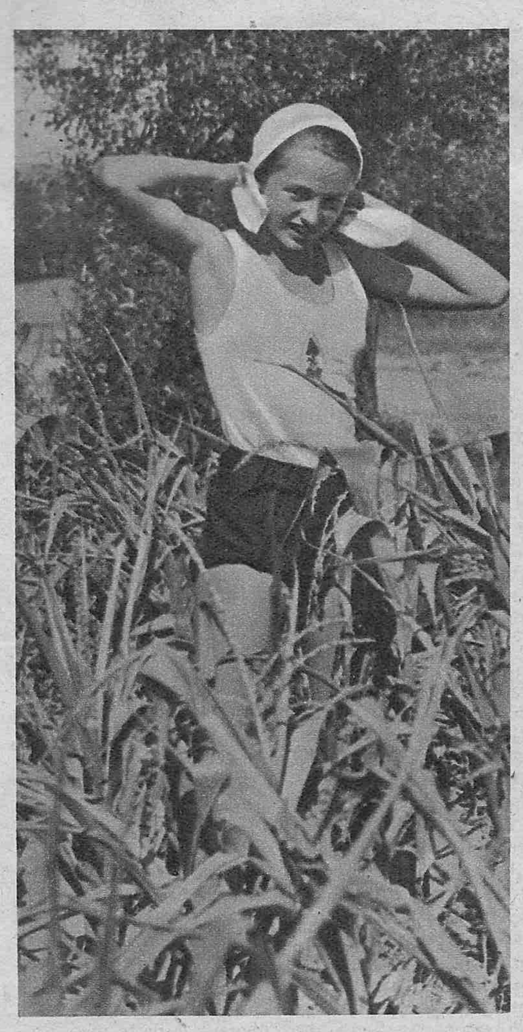
Wer selbst einmal Diphtherie gehabt hat, wen der Würger bereits an der Kehle hatte und wer dann nach einer Einspritzung des Antitoxins wieder zum Leben erwachte, der weiß, was solch eine Tat bedeutet. Diese Zeilen wären nie geschrieben worden, hätte Löffler nicht den Diphtheriebazillus entdeckt, hätten Behring und Roux nicht in langwieriger Arbeit das Antitoxin hergestellt. Ich habe die Darstellung der Gefühle eines Diphtheriekranken nicht erfinden müssen, mich hat sie selbst gründlich in den Krallen gehabt.

Die wesentliche Tat ist die des deutschen Forschers Behring gewesen, der das Gift aufspürte und erforschte, wie es zu bekämpfen ist. Seine Tat hat heute wohl schon mehr Menschen gerettet, als im Weltkrieg gefallen sind. Es ist nicht abzusehen, wie viele sie in den Jahrtausenden, die dem Menschen auf Erden wahrscheinlich noch bevorstehen, retten wird. Sie zeigt so recht, was ernste Forschung zuwege bringen kann, wenn sie in Bahnen verläuft, die einem wertvollen Zweck dienen. Wir können stolz auf Behring sein.

Franz Graf Zedtwitz.



Im Juli geht's auf Grenzfahrt



Ein Mädel, wie es sein muß

Zu unserem letzten Heimabend sollten wir Kartenmaterial, Kompaß, Schnur, Zentimetermaß, Zettel und Bleistifte mitbringen. „Kartenlesen und Skizzenentwerfen", hatten wir uns gleich gedacht. Das war ja wieder einmal eine feine Sache.

Als wir aber unser Heim betraten, waren wir plötzlich ein wenig verdutzt, denn dort an der Querwand hing eine riesengroße Karte von Deutschland. Alle Achtung, das war wieder einmal ein Blitz aus heiterem Himmel. Wo hatte Inge diese herrliche Karte nur herbekommen? — Natürlich würde sie aber nichts verraten, das war uns allen klar.

Verächtlich blickte inzwischen das schöne Riesenexemplar auf unsere alten kleinen Karten herab. Es verkündete eine Überraschung. In der Tat, es lag heute abend etwas Besonderes in der Luft, meinten auch wir. Punkt acht Uhr erschien Inge und wurde sofort von einem dichten Schwarm fragender Mädel umringt. Aber alles Fragen und Drängen half nicht, sie verriet nichts über Herkunft und Zweck der großen Deutschlandkarte. Da gaben wir es denn schließlich auf. Aber unsere ganze Spannung lag in dem Anfangslied. Dann hofften wir, gleich ans Zeichnen und Lesen gehen zu können. Statt dessen erzählte uns aber Inge etwas von einer Böhmer-Wald-Fahrt, die sie einmal gemacht hatte, und las uns von Hans Watzlick, dem Dichter des Böhmer Waldes, vor. Schon lagen Bilder aus dem schönen Frankenlande, Bilder aus Bayerns Städten vor uns, und — schon hatten wir Karte und Kartenlesen vergessen und lebten in dem süddeutschen Land. Noch niemand von uns war in Bayern gewesen. Das mußte ja auch eine weite und teure Fahrt sein. „Ach, wer das doch einmal sehen könnte ...", klang es indessen in unserem Unterbewußtsein immer wieder auf.

Ja, im Unterbewußtsein, denn bewußt wurde es uns erst, als unsere Führerin sagte: „Mädel, wir haben jetzt schon alle ein Fahrrad, wir können alle fahren ..." Doch weiter kam sie nicht! Da hättet ihr uns einmal hören sollen! Ganz aus dem Häuschen waren wir vor Freude über die vielen Möglichkeiten, die sich vor uns auftaten. Darauf ging es nun an unsere große Karte. Nachdem wir die verschiedenen Wege schnell überschlagen hatten, wollten wir alle, und zwar jede für sich, einen Plan

machen. Jede so, wie sie sich die Großfahrt am liebsten wünschte. Keine fünf Minuten waren vergangen, und wir waren mit unserer Fahrtenskizze fertig. Nicht mit richtigen, schön abgezirkelten Zeichnungen traten wir zu Inge, aber jede von uns wußte doch, was auf ihrem Zettel stand.

Schon schwirrten Vorschläge durch unser Heim. Eine nach der anderen mußte schildern, wie sie sich die Großfahrt gedacht hatte. Die meisten wollten in die tiefen Wälder des Böhmer-Wald-Gebietes, andere wieder nach Nürnberg und Bamberg. Ganz aus dem Rahmen der üblichen Vorschläge fiel Ulla. Sie wollte nur zu den Deutschen an Böhmens Grenze. — Nun ja, wir meinten sie zu verstehen, denn ihre Verwandten wohnten dort unten. Davon hatte sie uns ja schon oft erzählt. Aber nein, sie sagte, sie habe ganz andere Gründe ... Schon half Inge da und legte nun mit ihrem eigenen Fahrtenplan los. Nicht nur aus den vielen Briefen ihrer Verwandten, nein, auch aus Briefen von Bekannten, von Sudetendeutschen wisse sie, daß gerade dort die deutschen Menschen an der Grenze in großer Not lebten. Und nicht zuletzt in den Zeitungen hätten wir es oft genug gelesen, wie hart das Leben für jene Deutschen dort sei. Und ernster werdend fügte Inge hinzu: „Ihr gingt jetzt alle an Pläne heran, in denen ihr einfach nur an das Vergnügen, an die eigene Freude dachtet. Wie aber würde es dann in Wirklichkeit werden? Müßten wir, wenn wir dort durch unsere bayerische Ostmark streiften, nicht auf Schritt und Tritt an jene Menschen im Grenzgebiet denken? Und würden wir nicht den Sinn der Großfahrt vergessen, wenn wir sie nicht dazu nützten, Deutschen, die tagtäglich in der Not des Grenzlandes lebten, Kraft und Glauben aus dem Innern des Reiches zu bringen?"

Kleinlaut und beschämt waren wir alle geworden. Ja, Inge hatte recht, darin lag ja überhaupt der Sinn einer Großfahrt: Freude und Glauben anderen zu bringen. Keine Vergnügungsfahrt durfte es werden, sondern über allen Erlebnissen mußte das Wissen um die Sendung, um unsere Aufgabe dort unten stehen.

Schon aber griff Inge ein. Sie hatte sich natürlich sehr über Ullas Einspruch gefreut. Das war ja auch ihr Vorschlag gewesen. „Und Mädel", fuhr sie fort, „ich seh es ja, ihr denkt genau so wie ich." Da nickten zwanzig Mädel aus ganzem Herzen Beifall. Schon war der Bann wieder gebrochen, und jetzt ging es gemeinsam an das Pläneschmieden.

Eine herrliche Großfahrt erlebten wir Mädel bereits im Geiste auf diesem Heimabend. Noch ist es ein ganzes Weilchen hin, bis im Spätsommer die Fahrt Wirklichkeit werden wird. Aber schon jetzt schenkt sie uns jeden Tag immer neue Freude, und an jedem Heimabend kommt mindestens ein Mädel noch mit neuen Vorschlägen, die wir dort im böhmischen Grenzland auswerten können.

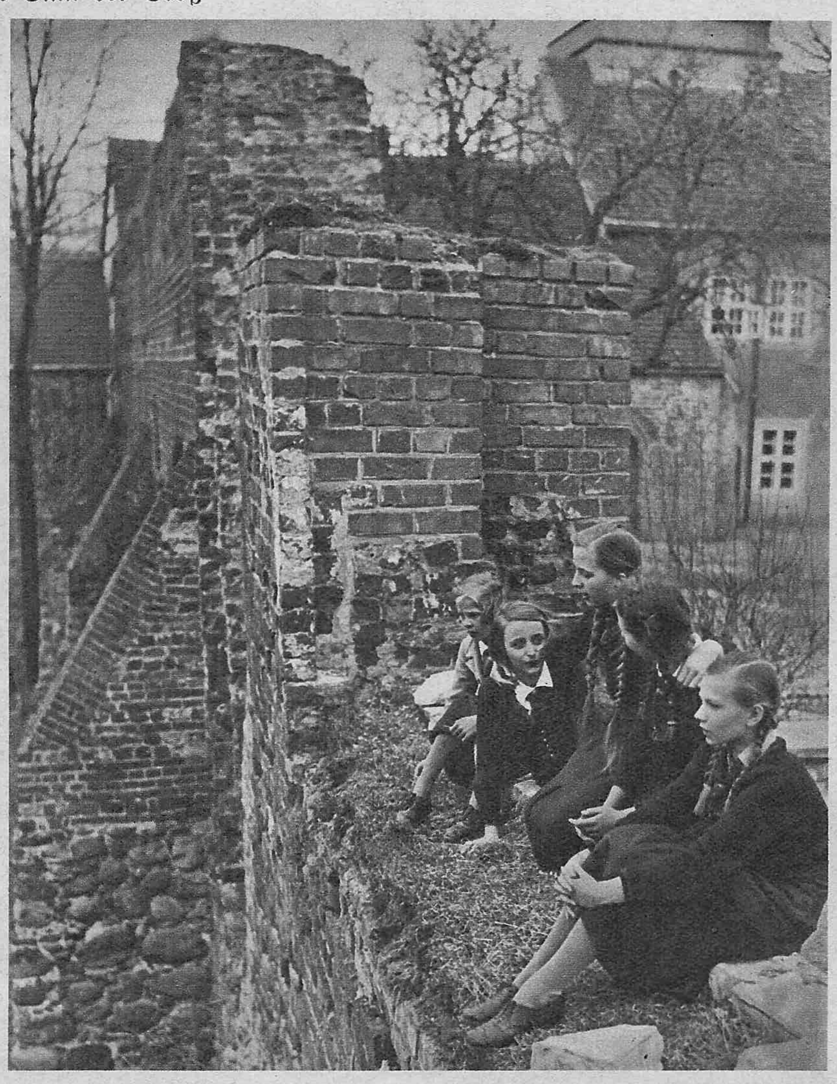


Ob's wohl schmeckt?

Selbstverständlich

ist es, daß auch die Mädel bei unserem Aufruf zur Mitarbeit dabei sind. Da gibt es keine Ausrede.

Auch du bist dabei



Am schönsten sind die stillen Plauderstündchen irgendwo in einer Burgecke, an einem See oder sonstwo

Aufnahmen: Scherl

Wer war auf großer Fahrt?

Bist du dabei?

„Was ist denn nun schon wieder los?" fragst du und denkst an einen neuen Wettbewerb. Aber du irrst! Noch einen Wettbewerb neben dem laufenden „Volksgemeinschaft – Schicksalsgemeinschaft", das wäre bestimmt verfehlt. Daran denken wir auf keinen Fall, denn wir wollen ja im Gegenteil, daß jeder Junge und jedes Mädel sich daran beteiligt. Es muß der größte Erfolg werden, den je ein Wettbewerb bei „Hilf mit!" gehabt hat. Niemand darf da fehlen. Jeder ist dabei.

Trotzdem aber fragen wir dich:

Bist du dabei?

Nun fragst du natürlich: Wobei? Unsere Antwort heißt: „Beim Fahrten- und Erlebniserzählen."

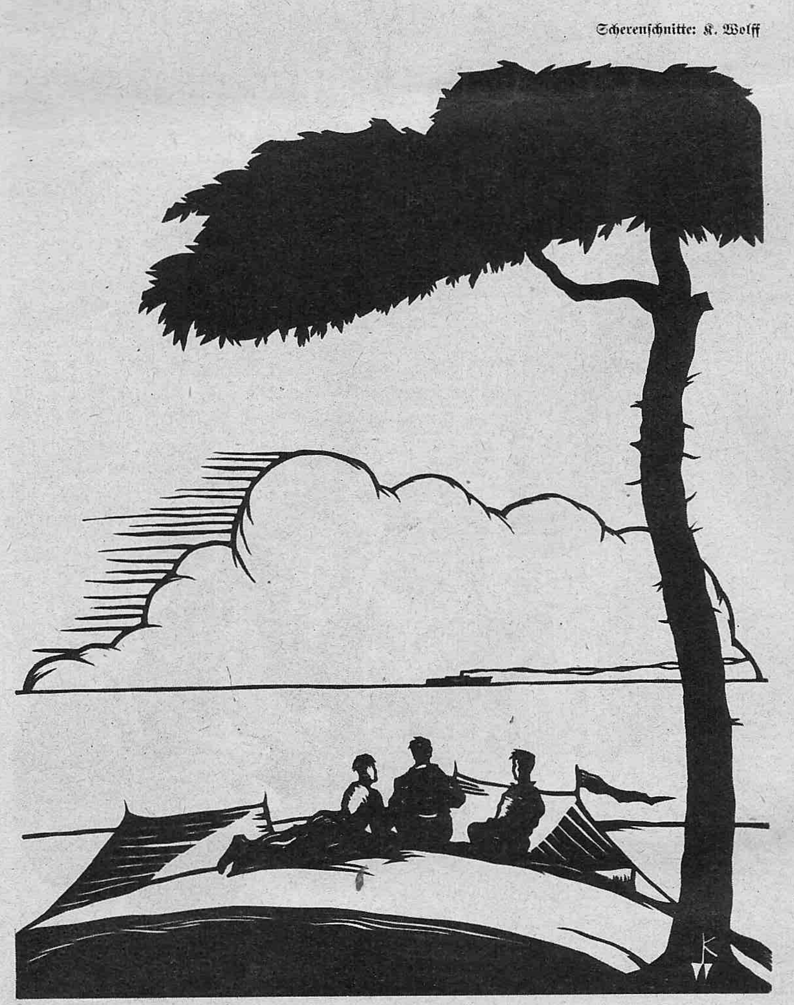
Kurz gesagt, wir wollen von dir folgendes:

Du hast sicher schon mit deiner Schar oder deinem Fähnlein eine Großfahrt ins Reich oder vielleicht sogar ins Ausland gemacht. Auch du hast sicher darüber Tagebuch geführt, hast Aufnahmen und Zeichnungen gemacht über alles, was dir auf dieser Fahrt begegnete und gefiel.

Manch einer hat so vieles gesehen und hat auch seinen Freunden so viel davon erzählt. Warum willst nicht auch du all deinen Freunden und „Hilf-mit!"-Kameraden von deiner Fahrt erzählen?

Gibt es denn etwas Schöneres, als Fahrtenerinnerungen auszutauschen?

Scherenschnitte: K. Wolff





Willst du mitmachen?

Deine Schülerzeitschrift „Hilf mit!" ruft dich zur Mitarbeit auf. Erzähle auch du von deinen Fahrten und lasse alle Jungen und Mädel deine Erlebnisse miterleben.

Vergiß nicht, daß deine Zeitschrift den Namen „Hilf mit!" trägt, beweise, daß du bereit bist, mitzuhelfen. Hilf mit!

Sende deine schönsten Erlebnisse auf Großfahrt, die über die Grenzen deiner engeren Heimat ins Reich oder gar ins Ausland gegangen sind, an unsere Zeitschrift. Wir wollen deine Erzählungen in „Hilf mit!" veröffentlichen, damit alle Kameraden und Kameradinnen die Fahrt noch miterleben können. Was hältst du davon? Bist du dabei? Dann sende deinen Beitrag an folgende Anschrift:

Schriftleitung „Hilf mit!" – Fahrtenberichte
Berlin-Tempelhof, Alboinstraße 19–23.

Die besten Arbeiten werden mit schönen Preisen ausgezeichnet. Mehrere große Bilder des Führers sind die Hauptpreise, dazu kommen noch viele, viele Buch- und Anerkennungspreise.

Die eingesandten Fahrten- und Erlebnisberichte, sowie die dazugehörigen Photos und Zeichnungen werden nach der Preisverteilung selbstverständlich an alle Teilnehmer zurückgesandt.

Wir wissen, wie ungern sich jeder von seinen Erlebnissen trennt, und werden daher alle Beiträge nach Prüfung und Veröffentlichung in unserer Schülerzeitschrift mit den Preisen zusammen an die Einsender zurückerstatten.

Wer kann mitarbeiten?

Jeder Junge und jedes Mädel, die entweder mit der HJ. oder mit der Schule oder mit den Eltern eine schöne und große Fahrt erlebt haben, sollen dabei sein.

Beachtet aber folgendes: Schreibt keine langweiligen Artikel oder Aufsätze, sondern erzählt so, wie euch der Schnabel gewachsen ist, von allem, was ihr erlebt habt. Gebt bei eurer Einsendung euer Alter und euren Wohnort an. Vergeßt auch nicht ein genaues Verzeichnis der beigelegten Bilder und Zeichnungen beizufügen.

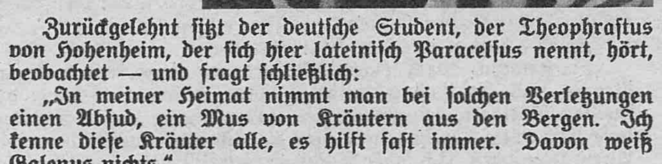
Weiter haben wir dir Junge und dir Mädel nichts zu sagen. Wir wissen:

Du bist dabei!



Dr. Johann von Leers:

Ein deutscher Arzt, der Meister von Hohenheim



Breit ausladend mit geschnitztem Geländer, das rings um das Haus herumläuft, schaut mit buntbemalten Fenstern, mit sonderbaren alten Zeichen an Wand und Giebel, das Haus herab auf die Pilgerstraße. Ein kräftiger Junge mit kantigem Gesicht, aus dem ein paar sehr helle, blaue Augen nachdenklich in die Welt schauen, sitzt auf dem Geländer, läßt die Beine herabbaumeln und sieht nieder zur Straße. Fern rauscht die Sihl, der kleine Fluß, der Wind geigt in den Tannen, es ist die Zeit, wo Herbst und Sommer sich begegnen, tief unten auf der Straße wehen die bunten Kirchenbanner, tönt schleppend und langgezogen der Chor der Pilger herauf, die zum Kloster Maria-Einsiedeln gehen.

Der Junge sieht darüber hinaus in die Weite. Seit Tagen beobachtet er, wie der kranke Fuchs, der im Doktorhause eingefangen ist, sich immer gerade an jene Steine schmiegt, die der Vater aus seiner nächtlichen Schmelzerei und Kocherei fortgeworfen hat. Die Steine tun dem Fuchs wohl — wer weiß, vielleicht ist eine Kraft in dem Stein. Es sind überhaupt Kräfte in den Kräutern, im Holz der Bäume, in den Metallen. Der Junge grübelt in sich hinein.

Der Vater steht hinter ihm und sagt mit rauher Stimme: „Wenn du jetzt willst, dann gehen wir hinauf in den Berg, wo das alte Bergwerk ist, und holen noch mehr Alaun-Stein. Das ist eine gar sonderbare Kraft in dem Stein."

Der Junge schwingt sich herab, steht neben dem Vater: „Vater, der Fuchs legt sich immer an diese Steine."

Der Alte nickt: „Ja, und das Wildschwein, wenn es verwundet ist, sucht ganz bestimmte Erde auf, wo es sich wälzt. Das kranke Reh weiß seine Heilkräuter, das Wild sucht das Salz — jedes Geschöpf weiß, was seinem Körper wohlbekömmlich ist. Nur der Mensch weiß es nicht. Der liest lieber die alten lateinischen Wälzer von den alten Ärzten, die schon zu der Römer und Griechen Zeiten gelebt haben — in das geheimnisvolle Reich der Natur aber dringt er nicht ein."

Die beiden gehen mit dem federnden Schritt von Menschen, denen der Berg vertraut ist, aus dem Hause hinauf in den Tannenwald. Die Sonne leuchtet schräg, Spinnweben fliegen. Es ist Altweibersommer. In der Ferne schlägt eine Nachtigall.

Der Junge sagt: „Vater, warum bist du Arzt geworden? Das ist für einen Rittersmann unbräuchlich . . ."

„Mißfällt es dir?" — Der Alte klopft mit seinem Stock gegen den Baum, löst vorsichtig mit der Zwinge ein Stück Rinde ab: „Solche Rinde nehmen die Gerber, um die Felle zu bereiten. Gerbsäure zieht zusammen. Aber niemand hat erforscht, warum sie das tut. Das ganze Reich der Natur ist uns unbekannt und es steht davon nichts in den alten Wälzern. Hab' immer gedacht, ich selber würde die neue Medizin finden, eine wahre Kenntnis des Menschenkörpers, alle Kräfte des Himmels und der Erde, der Pflanzen und der Steine — bin aber auch nur gewürdigt worden, daß ich einen Blick hineingetan habe. Bin alt darüber geworden und muß anderen die Wege lassen, die ich nur ahne in meinem Denken."

Der Junge sagt gar nichts, schweigt in sich hinein.

Zehn Jahre später

Weiß und hell liegt das Gebäude der alten Universität Ferrara in der Sonne.

Die Studenten, Italiener, Deutsche, Franzosen, aus allen Ländern zusammengekommen, sitzen um den greisen Meister Leoniceno herum. Der alte feingeistige Italiener mit den lebhaften, dunklen Augen, dem gepflegten, weißen Bärtchen, dem freundlichen Gesicht trägt aus einem alten lateinischen Buch, aus dem großen Mediziner Galenus vor. Es ist eine Freude, den klugen, alten Mann zu hören, wie gewandt er die Worte setzt, wie geschickt er die Dinge zu erklären weiß.

Zurückgelehnt sitzt der deutsche Student, der Theophrastus von Hohenheim, der sich hier lateinisch Paracelsus nennt, hört, beobachtet — und fragt schließlich:

„In meiner Heimat nimmt man bei solchen Verletzungen einen Absud, ein Mus von Kräutern aus den Bergen. Ich kenne diese Kräuter alle, es hilft fast immer. Davon weiß Galenus nichts."

Der alte Italiener fährt hoch, ein wenig überrascht und ein wenig in der Verteidigung: „Oh, wenn die Alten alle Kräuterweisheiten der Frauen der Welt hätten aufschreiben wollen, so hätten sie ja das Gebäude ihrer Wissenschaft zerstören müssen! Wo bliebe die Wissenschaft, wenn wir solche Dinge berücksichtigen wollen."

„Aber es hilft doch! Es sind doch die Kräfte der Natur, in denen dasselbe drin steckt, was der menschliche Körper benötigt, was ihm helfen kann in Krankenöten. Aus der Erfahrung müssen wir lernen und dann die Bücher der Alten an unserer Erfahrung messen."

Der alte Lehrer schüttelt den Kopf und sagt dann freundlich: „Wie gut, daß du die Medizin studierst! Da magst du soviel dich auf die Erfahrung berufen und den Büchern mißtrauen, wie du willst. Du wirst schließlich damit nur ein schlechter Mediziner werden."

Es hält ihn nicht in Ferrara. Er wandert. Er taucht auf in den Bergwerken von Salzburg, klopft und schmilzt die Nächte hindurch Metall.

Neben dem Schäfer auf der Heide steht er mit dem großen Schlapphut auf dem Kopf und lauscht.

Der Schäfer spricht: „Alle Dinge sind gut und böse zugleich, Gift und Heilung, Nahrung und Verderben. Das Gras ist gut für das Schaf — aber wehe, wenn nasses Gras gefressen wird. Die Tiere können daran sterben. Jede Blume, jede Pflanze, alles hat seine Kraft zu seiner Zeit."

Paracelsus hört sich an, was jener Alte erzählt, der die Menschen des Dorfes heilt.

Er sitzt bei dem verrufenen Bader, der im Badehaus des Mittelalters ausgerenkte Glieder wieder einrenkte und Wunden heilte; er verfolgt mit der Hand die Stränge der Muskeln, er zeichnet sich den Bau der Gelenke — während andere die Bücher lesen, lernt er, lernt unablässig am wirklichen Leben. Wenn eine Seuche in einer Stadt ist, so ist der Mann mit dem Schlapphut da, folgt den Ärzten, die mit einem Tuch vor dem Gesicht in die Häuser der ansteckenden Kranken gehen, hört, was die alten Frauen sagen, schreibt nieder, was er beobachtet.

Und er schreibt Deutsch. Keiner kennt wie er die heilenden Quellen in Deutschland, die Pflanzen und Steine. Und der Ruf seiner Heilerfolge dringt weit.

In der Schweiz

In Basel liegt der große, berühmte Buchdrucker Frobenius schwer krank darnieder. Ein Bein, das er sich vor Jahren verletzte, hat sich entzündet. Der Mann leidet furchtbare Schmerzen. Mit ihren großen Doktorbaretten auf dem Haupt, stehen die Ärzte der Stadt um ihn herum. Sie haben den Bader kommen lassen, denn kein Arzt operierte damals selbst, sondern der Bader schneidet kranke Glieder ab ohne Betäubung!

Da tritt Paracelsus ein, hebt die Decke auf, sieht das Bein, dreht sich kurz und grob zu den Ärzten um: „Ihr Esel, habt ja in die Wunde den Brand kommen lassen!" Die Kollegen sehen ihn giftig an. Paracelsus dreht ihnen den Rücken zu, geht in die Küche, bereitet seine Salbe. Nach einigen Tagen haben die Schmerzen aufgehört, das Bein wird wieder gesund.

Der Rat von Basel macht ihn darauf zum Stadtarzt.

Aber Paracelsus will mehr. Offen lädt er Studenten zu Vorlesungen ein, die er über die Medizin halten will. Die Professoren der Universität in Basel sind empört. Wie kann ein

Mann, der gar nicht Universitätsprofessor ist, öffentlich Vorlesungen halten wollen?

Schon flüstern sie untereinander: „Scharlatan ... Quacksalber ... von der Wissenschaft nicht anerkannt..."

Aber die erste Vorlesung des Paracelsus ist voll bis oben hin von Studenten, Professoren und Bürgern von Basel. Wissensbegierde, Neugierde, Erwartung einer großen Auseinandersetzung hatten die Menschen hergezogen.

Der vierschrötige Mann mit dem nachdenklichen Gesicht, dem trotz seiner jungen Jahre schon fast kahlen Kopf und den grauen Haaren spricht — und spricht Deutsch.

„Der beste Beweis, daß er gänzlich unwissenschaftlich ist!" tuscheln sich die Kollegen zu. „Wahrscheinlich kann er gar kein Latein...", sagen die andern.

Paracelsus spricht: „Die Medizin ist herabgekommen. Wir aber werden sie von den schlimmsten Irrtümern befreien, nicht dadurch, daß wir den Lehren der Alten folgen..."

„Hoho", ruft es aus dem Hintergrunde.

„... sondern durch eigene Naturbeobachtung, durch lange Praxis und Erfahrung bestätigt. Wer wüßte nicht, daß die meisten Doktoren heutzutage sehr zum Schaden ihrer Kranken böse Mißgriffe begehen, nur weil sie sich allzu ängstlich an die Alten klammern. Ich aber erläutere jetzt zweistündig öffentlich mit großem Fleiß und zu großem Nutzen meiner Hörer Bücher der praktischen und der theoretischen Heilkunde, der inneren Heilkunst und der Kunst des ärztlichen Messers, deren Verfasser ich selber bin. Ich habe diese Bücher nicht wie andere Leute aus den alten Schriftstellern zusammengeschrieben, sondern ich habe sie auf Grund von Erfahrung, der höchsten Lehrmeisterin aller Dinge, in rastloser Arbeit geschaffen. Und wenn ich etwas beweisen will, so wird es nicht durch das Ansehen der Alten geschehen, sondern durch Erprobung und vernunftgemäße Überlegung."

Dann hebt Paracelsus seine Stimme: „Der Mensch ist nur eine kleine Welt in der großen Welt Gottes, aber alle Kräfte dieser Welt müssen ihm dienstbar sein, seinen Körper aufzubauen und zu erhalten. Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift. Allein wie groß man die Gabe nimmt, das macht, daß ein Ding kein Gift ist. Wer ist billiger ein Lehrmeister als die Natur selbst?! Aus der Natur und aus der Beobachtung der Natur, aus der Kenntnis der Pflanzen, der Salze, der Metalle, aus der Kenntnis aller Kräfte des Lebens strömen die ärztlichen Erkenntnisse."

Aufn.: Sammlung Handke



Ein Flugblatt des 16. Jahrhunderts, das Paracelsus' Werk lobt

Die Menschen schütteln die Köpfe. Unter den Fachkollegen aber wächst die Wut. Dieser Mann wirft ja alles um, was man bis dahin gelernt hat, er hat Heilerfolge, die Kranken strömen zu ihm. „Also fort mit diesem lästigen Neuerer!" tuschelt der Neid.

Paracelsus nimmt einen neuen Topf von der Wand, öffnet ihn, riecht hinein: „Pfui Deibel — das ist ja Krötenlaich!"

„Das ist gut, wenn es einer auf der Lunge hat", ruft ein Apotheker ärgerlich.

„Schaff dir etwas an, was gut ist, wenn es einer im Kopf zu wenig hat! Weg mit der ganzen Schweinerei, dem Krötenlaich, dem Teufelsdreck, den gestampften Fliegen, dieser namenlosen Schmutzerei, mit der du die Menschen vergiftest! Weg mit den Alraunmännlein, dem geweihten Wasser, das schon stinkt, und all dem sonstigen abergläubigen Zeug, das niemand helfen kann! Du Sudelkoch, daß ich dich nicht noch einmal dabei erwische, dem armen Volk mit deinen Schmieralien das sauerverdienete Geld aus der Tasche zu ziehen! Und was soll der Walfischknochen dort oben?"

Der Apotheker sagt spitz: „Das hilft bei Knochenfraß!"

„Du gottverbotener Schwindler. Her mit dem Walfischknochen und weg damit auf den Kehricht! Hab' hundertmal gesagt, welche Salb und Nahrung einem Kinde dienlich sein mag, das am Knochenfraß erkrankt. Was kann ihm nützen, wenn man es an einen toten Walfischknochen legt?"

Wie ein Sturmwind fegt der Stadtarzt durch die Apotheken und wirft hinaus, was ihm als wertloser Aberglaube, als Quacksalberei und Schwindel erscheint. Natürlich schimpften die damaligen Apotheker, die noch nicht wie heute gelernte Meister ihres Faches, sondern Geschäftsleute waren, die mit ihren Arzneien möglichst viel Geld verdienen wollten, nach Kräften auf ihn.

Des Domherrn Krankheit

Paracelsus hat einen reichen Domherrn behandelt und ihm eine gepfefferte Rechnung geschrieben. Nun will der Domherr nicht zahlen und klagt vor Gericht gegen den Stadtarzt. Paracelsus sagt: „Täglich sind es die zwanzig und dreißig arme Menschen, die zu mir kommen, daß ich sie heile. Sie können mir nichts dafür geben. Ich habe lediglich von ihnen, daß ich immer neue Wissenschaft und Krankheiten kennenlerne. An des Herrn Domherrn Krankheit habe ich nichts lernen können, außer wie ein Mensch aussiehet, der Zeit seines Lebens mehr gegessen, denn ihm bekömmlich ist, und das Wort: „Arbeitet im Weinberg des Herrn" auf den Rotwein gedeutet. So ist denn nur gut und recht, daß die Reichen für die Armen bezahlen, damit die ärztliche Wissenschaft einen Fortgang habe."

Doch der Richter ist nicht derselben Meinung. Er gibt dem Domherrn recht, und dieser bezahlt dem Paracelsus nun viel weniger. Paracelsus protestiert, beschwert sich. In einer solchen Stunde bedauert er immer, daß er nicht wie die Vorfahren einfach Fehde ansagen und so einen niederträchtigen Kerl sich vor das ritterliche Schwert holen kann.

Aber die Neider lassen keine Ruhe. Eines Tages findet der große Arzt ein giftiges Spottgedicht öffentlich angeschlagen. Die Studenten lärmen gegen ihn, von den Professoren aufgehetzt. Keine Buchdruckerei will seine Bücher drucken. Da wirft er alles hin und reist bei Nacht und Nebel aus Basel. In Straßburg, in Kolmar schreibt er eine große Zusammenfassung seiner Medizin. Es ist der Ruf eines Menschen, der ganz allein gegen eine Welt von Mißverständnis steht — des ersten deutschen Arztes, der eine deutsche Heilkunde schreibt, wie nun Paracelsus schreibt: „Darum aber, daß ich allein bin, daß ich neu bin, daß ich deutsch bin, verachtet darum meine Schriften nicht und lassest Euch nicht abspenstig machen!"

Aber um ihn giftet der Neid. So gräbt er sich immer tiefer in die Naturwissenschaft hinein. 1535, als in Tirol die Pest ausbricht, eilt er dorthin, hilft und heilt. 1541 ist die Lebenskraft in ihm erloschen. Zu Salzburg wird der große Arzt in sein Grab gelegt, während die Kollegen noch über ihn spotten.

Stolz und selbstbewußt, unbeugsam gegen allen Neid und alle Minderwertigkeit ankämpfend, hatte Paracelsus nach seinem eigenen Wahlspruch gelebt: „Der soll keinem anderen angehören, der sein eigener Meister sein kann."

Auch von ihm gilt das Wort:

Was er lehrte, ist abgetan,
Was er gewesen, wird bleiben stahn,
Seht ihn nur an: Niemandem war er untertan!

Der Pelzjäger

Abenteuer im hohen Norden

von Franz Gf. Zedtwitz

8. Fortsetzung

Drinnen hocken die Kerle am flackernden Feuer. Sie sind nicht redselig, das liegt nicht in ihrer Art. Ein paar Brocken über Jagd und Wild, das ist alles. „Das Ren ist in diesem Jahre spät gekommen", meinen sie. „Waren verdammt nahe am Verhungern", sagt Black dazu. Der eine Indianer grinst und schneidet sich eine mächtige Scheibe von dem gebratenen Biber ab. „Spät gekommen", krächzt er, „sehr spät gekommen. Indianer auch viel Hunger!"

„Dachte ich mir", brummt Black. „Hier oben hängt einer wie der andere vom Ren ab. Kommt es, so ist alles gut, kommt es nicht, so geht man eben zum Teufel und keiner wundert sich darüber."

Die Männer kauen, dann zünden sie sich ihre Pfeifen an. Billy faßt Black ins Auge. „Du gehen nach Süden?" fragt er.

Black nickt. „Natürlich. In ein paar Tagen werden wir aufbrechen, sonst kommen wir nicht mehr über das Eis am Sklavensee! Willst du etwa auch wieder in die Städte?"

„Allein ich nicht fahren, aber mitkommen!"

„Mir soll es recht sein. Du hast doch auch nichts dagegen, Horn?" Horn schüttelt den Kopf. Nein, er hat nichts dagegen. Ein Mann mehr ist ein Jäger mehr und einer, der zupacken kann mehr. Es kann nichts schaden, wenn der Mann mitkommt.

„Und was habt ihr heute vor? Bleibt ihr hier? Ihr könnt hier schlafen." Billy nickt. „Ja, hier schlafen. Morgen fahren zurück zu Kamp. Ihr mitkommen?"

Black sieht Horn an. „Hast du Lust? Viel zu sehen ist da nicht. Ein paar dreckige Weiber und ein paar schmutzige Kinder, Hunde und, wenn der Himmel kein Einsehen hat, auch Läuse."

„Wie du meinst. Der Fang war gut, aber wir könnten noch eine ganze Menge mehr fangen. Aber Abwechslung ist immer ganz lustig. Wir brauchen ja nicht lange zu bleiben!"

„Schön, dann fahren wir mit!" Die Trapper nehmen sich die neugefangenen Tiere vor, balgen sie ab und spannen die Felle auf. Die Indianer sitzen da, rauchen ausgiebig und reden wenig. Die Nacht ist längst gekommen.

„Wann brechen wir auf?" Black sieht die Indianer an. „Wenn noch Nacht ist!" meint Billy. „Schön, Kinder, dann machen wir Feierabend. Morgen geht es früh aus den Federn!"

Die Rothäute wickeln sich in ihre Decken und machen es sich auf dem Fußboden bequem. Die Trapper liegen auf ihren Pritschen. Das Feuer brennt nieder, und bald umfängt das große Schweigen der nordischen Nacht die Schläfer.

Tags darauf geht es durch die schweigenden Wälder. Es ist nicht sehr kalt. Schnee sinkt vom Himmel. „Wie weit noch?" fragt Black am Nachmittag. „Gleich da, hinter dem Hügel", antwortet Billy. — „Kann stimmen", meint Horn. „Da sind ja überall alte Schlittengeleise." Sie biegen um die Hügelnase. Da liegen die Zelte zwischen den Bäumen.

Spitz stehen sie in die graue Luft, Rauch ringelt sich hervor. Hinter dem Lager dehnt sich ein See. Man sieht Punkte auf seiner Oberfläche. „Die Weiber fischen", erklärt Black. „Das machen sie immer. Halten allerlei aus, diese Squaws, denn es ist kein großes Vergnügen, auf dem Eis zu stehen und zu warten, bis der Fisch beißt!" — Lautes Gekläff begrüßt die Schlitten, denn Hunde sich in Galopp gesetzt haben. Die Männer sind aufgesprungen, sie knallen mit den Peitschen, und so stieben sie in die Lagergasse, auf der überall schwarzhaarige, rotbraune Kinder erscheinen. Die Squaws folgen. Die Männer halten sich zurück, verziehen kaum die Mienen, denn es ziemt sich nicht für einen Mann, Gemütsbewegung zu verraten.

Unterwegs sind noch drei Renntiere geschossen worden. Das Wildbret wird abgeladen und poltert steifgefroren auf den freien Platz mitten zwischen den Zelten. „Das ist hier die beste Besuchskarte, die man abgeben kann", erklärt Black. „Wer nichts fängt und schießt, muß selbst zusehen, wie er durchkommt. Um den kümmert sich im Norden keiner."

Billy ist vom Schlitten gesprungen. Lässig tritt er an die Männer heran und spricht auf sie ein. Die Mienen erhellen sich. Der alte Black hat Billy einmal davor bewahrt, um seine gesamte Ausbeute an Pelzen betrogen zu werden. „Black und Horn sind willkommen", gurgelt ein uralter Indianer, dem schlohweißes Haar in verklebten Strähnen über das kupferfarben gegerbte Gesicht hängt. Ein paar gezischelte Worte jagen die Squaws an die Arbeit. Es sind gutmütige, derbe Dinger, die von der schweren Arbeit ihres Lebens rasch altern. Ein paar Mädchen kichern hinter Horn her.

Der Alte schlägt mit einer weiten Gebärde den Eingang seines Zeltes zurück und weist die Männer hinein. Eine uralte Indianerin rückt scheu zur Seite und macht dem Besuch Platz am Feuer. Dicker Gestank weht den Männern entgegen. Diese Zelte sind gewiß niemals gelüftet, geschweige denn gereinigt worden! Donnerwetter, stinkt das hier. Black verzieht keine Miene, pufft aber Horn in die Seite. Horn unterdrückt ein Grinsen. Na, er hat es ja gewollt. Dann muß man eben in Kauf nehmen, was sich einmal bietet!

„Die weißen Männer haben viele Pelztiere gefangen", eröffnet der Alte in seiner Sprache die Unterhaltung.

„Es ist nicht der Rede wert", antwortet Black, der die Sprache des Stammes versteht.

„Meine Krieger haben davon berichtet", sagt der Greis und pafft blaue Wolken unter die verrußten Lederfalten des Zeltes. Horn sieht ihn unauffällig an. Donnerwetter, das klingt gut, genau wie in den alten Indianerbüchern. Er versteht zwar keinen Ton, wenn Black nicht dolmetscht. Aber es erinnert doch ganz an die Geschichten, die er als Junge in den Indianerbüchern gelesen hat.

Die Alte hat unterdessen einen Kessel aufs Feuer gesetzt. Auch dieser Kessel ist bestimmt seit seiner Inbetriebnahme niemals gereinigt worden. Ganze Stücke Ren kommen in das Wasser, das aus Schnee geschmolzen wurde. Renkopf und Renmagen, Renkeule und Renrippen, Renzunge und Rennieren beginnen einträchtig nebeneinander zu schmoren.

Allmählich füllt sich das Zelt. Ein Roter nach dem anderen kommt herein, stampft sich den Schnee aus den Pelzstiefeln und kauert sich nieder. Horn läßt seinen wohlgefüllten Tabaksbeutel reihum gehen. Bald ist in den dicken Schwaden das Feuer nur mehr trüb zu erkennen.

Dann beginnt das Mahl. Die dampfenden Stücke werden herumgereicht und verschwinden im Nu in den kauenden Mündern. Die Messer blitzen. Einer fischt sich den Renkopf aus der Brühe, gräbt die Augen mit dem Messer aus ihren Höhlen und verzehrt sie schmatzend, der zweite nagt am Knorpel der Renschnauze, der dritte wühlt das Gehirn des Tieres aus dem Hinterhauptloch hervor. Man ißt, bis man nicht mehr kann. Eine alte Indianerin hat Horn in ihr Herz geschlossen. Sie wischt mit ihren schmutzigen Fingern die Renhaare vom Fleisch, ehe sie ihm das erlesene Stück reicht. Horn nimmt sich zusammen und ißt. Man darf die guten Leute nicht beleidigen!

Draußen kläffen die Hunde, der Rauch beizt die Augen und dringt kitzelnd in Kehle und Schlund, aber das hilft nun alles nichts mehr. „Etwas weniger Romantik hätte auch nicht geschadet", zischelt Horn Black zu. „Du hast es ja erleben wollen", grinst der schadenfroh zurück. „Nun genieße es nur recht ausgiebig!"

Das Mahl ist verzehrt, der Kessel fliegt vor die Türe. „Mein Gott, wozu das?" fragt Horn. „Die Hunde lecken ihn sauber", erklärt Black, „das ist hier so Mode!" Horn sträuben sich die Haare. Wie viele Hundezungen mögen wohl im Laufe der Jahre an dem Kessel bereits geleckt haben? Aufseufzend zieht er an seiner Pfeife. Na, hinterher macht es ja nicht viel aus, wenn man solche Dinge erfährt.

Jäh springt ein Indianer auf, stößt einen schrillen Schrei aus und beginnt umherzuspringen. Geduckt, mit der Anmut einer flügellahmen Krähe, springt er in dem engen Raum umher und stößt grelle Schreie aus, einen um den anderen. Das begeistert die anderen, die stehen ebenfalls auf, werfen die Obergewänder ab und schließen sich an. Gell rufend wirbeln die Indianer durcheinander, krumm, ein wenig lächerlich. Ihre Schatten hüpfen groß und verzerrt über die Zeltwände. Erst folgt Horn aufmerksam, dann beginnen ihm die Ohren zu gellen. Pausenlos juchzen die Indianer, stampfend bewegen sie sich durcheinander, das Feuer knattert und die Rauchschwaden wehen gespenstig durch den Raum. „Können wir morgen fahren?" fragt Horn. „Wenn du schon genug hast, natürlich!" Black freut sich kindlich. Jeder, der zum erstenmal auf unberührte Stämme stößt, glaubt, hier noch die romantischen Träume seiner Kindheit vorfinden zu können, und jeder ist enttäuscht. Es sind Menschen, die sich schlecht und recht durch ihr hartes Leben schlagen und denen der wilde, tägliche Daseinskampf wenig Zeit übriggelassen hat, besonders anmutige Züge zu entwickeln. So plötzlich, wie der Tanz begonnen hat, endet er auch wieder. „Wollen einmal nach den Hunden sehen", schlägt Black vor. Horn ist dabei. „Müssen wir hier übernachten?" erkundigt er sich. Black nickt. „Das wird nicht gut anders gehen. Es sind ungeschliffene Edelsteine, diese Indianer. Vielleicht brauchst du den Stamm noch einmal, wer kann es wissen. Dann werden sie dich heraushauen, und wenn dich das Schneegespenst persönlich beim Kragen hat. Na, je schneller du einschläfst, desto schneller ist es überstanden!"

Die Hunde sind versorgt. Sie gehen ins Zelt zurück und besprechen sich mit Billy. „Wenn die Sonne dreimal aufgegangen ist", sagt Black, „will ich fahren. Du kommst zu uns, wir fahren vom Blockhaus aus ab."

„Gut", nickt der Indianer, „Billy kommen!"

In dieser Nacht kann Horn nur schwer Schlaf finden. Der alte Indianer und sein Weib schnarchen um die Wette, und die Luft ist so dick, daß man sie in Scheiben schneiden könnte. Endlich gelingt es ihm doch, einzuschlafen, aber er ist froh, als er am nächsten Vormittag gebratenes Fleisch vorgesetzt bekommt. Gesottenes hätte er nicht gerne gegessen!

„Juckt es dich?" fragt Black sorglich.

„Nein, bis jetzt noch nicht!" antwortet Horn.

„Na, dann ist uns ja weiter nichts zugestoßen", lacht der Alte. „Das ist die größte Gefahr, die man bei solchen Besuchen läuft!" Und munter lassen sie die Hunde ausgreifen.



Dann beginnt das Mahl

Nordlandfrühling

Es ist der letzte Tag im Norden. Das weite Land sieht immer noch aus, als werde es niemals mehr aus dem eisigen Winterschlaf erwachen. Horn hat die Fallen aus ihren Bettungen genommen. Die Fallenlinie, mit der Axt ausgehauen, mag nun wieder in ihre Ursprünglichkeit zurücksinken. Die jungen Bäume werden darauf wachsen, und in ein paar Jahren wird man kaum mehr erkennen können, daß der Mensch hier am Werke war. Der Trapper steht bei seinem Schlitten und wirft einen letzten Blick auf die Stätte seiner Mühen und seiner Erfolge. „Morgen geht es nach Süden", denkt er. Er denkt es ein wenig unlustig. Er hat die unbändige Freiheit der Wildnis mit ihren Gefahren und ihren Reizen liebgewonnen. Was soll er da unten unter den anderen Menschen?

Der Frost ist hart an diesem Tage. Horn wischt sich das Eis und den Reif aus dem Bart, als sich seine Augen jählings weiten. Da drüben, über die ferne Paßhöhe, kommt ein dunkler Zug heran. Wie gebannt starrt Horn auf die finstere Schlange, die trottend und trabend unaufhaltsam an den fernen Grabpfählen vorüberzieht. Es sind Renntiere, viele Renntiere, eine gewaltige Herde. Das ist nun nichts weiter Besonderes. Horn hat so viele Renntiere in den vergangenen Tagen gesehen, daß er kaum mehr aufmerkt, wenn sie kommen. Aber die da drüben, das ist doch etwas anderes. Diese Renntiere bummeln nicht umher, wie sie es in den letzten Wochen machten, diese Renntiere sind vom wilden Wandertrieb gepackt. Er kann deutlich erkennen, wie sich die einzelnen Stücke drängen und stoßen. Sie ziehen nach Norden, die Renntiere. Der Nordlandfrühling regt sich in ihrem Blut. Auf einmal genügen ihnen die Wälder nicht mehr, auf einmal wollen sie zurück, wollen auf die Barren-Grounds, wollen noch weiter nach Norden, wollen dahin, wo nach Wochen der Schnee schmelzen und das Küsteneis bersten wird. Die Renntiere wandern heimwärts.

Der einsame Mann sieht ihnen entgegen, die Hunde sehen den Renntieren entgegen, die da kommen. Erst lockere Trupps, dann eine gewaltige Masse, die sich stößt und pufft und die wie ein entfesselter brauner Strom durch den Wald rauscht. Die Geweihe der Bullen sind nicht mehr die gleichen wie die, mit denen sie nach Süden zogen. Irgendwo im Holz liegen die alten Geweihstangen im Schnee, und auf den Häuptern sprossen nun die neuen Geweihe, zarte, mit feinem Flaum überzogene Kolben.

Vor dem Schlitten teilt sich die Masse, schließt sich hinter ihm wieder zusammen. Zwischen den Renntieren huschen finstere Schatten: Wölfe. Ab und zu donnert eine Panik aus der geballten Masse heraus, eine Explosion scheint die Tiere auseinander zu sprengen. Aber gleich darauf schließen sie sich wieder zusammen, um unbeirrt um das Opfer, an dem die finsteren Riesenwölfe herumzerren, weiterzuziehen.

Als Horn die ersten Wölfe sieht, greift er nach der Büchse. Dann aber ist es ihm plötzlich, als wäre das alles unnütze Zeitvergeudung, als müsse er nach Hause, sofort, ohne Verzug. Nach Hause, das ist nicht mehr das Blockhaus unter den Fichten, nein, das ist ein ferner Punkt viel weiter im Süden, eine Siedlung im Walde, Fort Resolution, Waterways, was, ist gleichgültig. Nur Menschen müssen dort sein, neue Männer, mit denen man reden, mit denen man Erfahrungen austauschen kann. Der Heimtrieb des Wildes hat den Mann jäh und unvermittelt gepackt.

„Los, Hunde, los, schnell, macht voran!" Die Peitsche knallt immer wieder über das Gespann hin, daß Eagle wie verrückt aus dem Schnee hochfährt und die anderen Hunde belfernd anspringen. Und dann braust der Schlitten dem Blockhaus zu. Die Zeit des Trappens ist vorüber, das Ren zieht, der Frühling hat das Herz des einsamen Mannes berührt, wie er die Herzen der Renntiere berührte. Jauchzend und brüllend hastet der Mann hinter den tobenden Hunden her, die ganz außer Rand und Band geraten sind.

Donnerwetter, da vorne am Blockhaus steht doch ein Indianerschlitten! Natürlich, das ist der Indianerbilly, der pünktlich gekommen ist.

Sausend fährt Horn vor, wirft die Peitsche in den Schnee, reißt die Türe auf und stürzt in die Hütte. Da sitzt der Indianer bedächtig, wie es seine Art ist, am Feuer, und Black hantiert umständlich an den Pelzbündeln, die morgen nach Süden gefahren werden sollen.

Lachend springt Horn in die einzige Stube, haut dem erstaunten Billy die Hand auf die Schulter, daß er nur mit Mühe den Schmerz verbeißen kann, und schreit: „Hurra, morgen geht es los!"

„Hat es dich gepackt, alter Knabe?" grinst Black. „Habe mich ohnedies schon gewundert, daß du so ruhig geblieben bist! Na, bis morgen früh wirst du dich schon gedulden müssen."



Der Schlitten bekommt einen Ruck, Horn schlägt hin, und schon neigt sich der Schlitten und rollt, die Hunde in wirrem Knäuel mit sich reißend, in die Tiefe

Wie im Fieber erledigt Horn die letzten Arbeiten. In seinem Kopf summt das Wort „Heimwärts", während er den Proviant verpackt, während er die Eisen verstaut, die Pelze bündelt. Verdammt, daß dieser Tag so langsam vergeht! Na endlich, diese alberne Sonne hätte sich doch ein wenig mehr mit dem Untergehen beeilen können! Drinnen prasselt das Feuer, und sie tischen auf, was sie an Leckerbissen aufgespart haben: Renzunge, Biberschwanz und Bärenschinken. Billy grinst und schmatzt, die Männer kauen und paffen. Endlich ist es dann soweit, daß man sich schlafen legen kann. Mit dem Schlaf wird es ohnedies nicht mehr viel werden in dieser Nacht, in der der Frost an den Bäumen nagt und in deren Schweigen, unter dem Feuerwerk eines wilden Nordlichtes, der Frühling am Werke ist.

Als dann am nächsten Morgen der Augenblick kommt, wo sich die schwere Balkentüre zum letzten Male knarrend in den Angeln dreht, wird Horn ein wenig wehmütig zumute. Ach was, wozu trübe Gedanken! Herrlich liegt das Leben vor ihm, er ist Trapper und er wird es bleiben. Wer kann einem entschlossenen Mann, der sich im Norden die Sporen verdient hat, verwehren, wieder zurückzukehren in die wundervollen Weiten des Landes?! „Abfahrt!" sagt Black, und es klingt fast, als ob auch die Stimme des Alten nicht ganz so gleichmütig wäre wie sonst. Es kann eine Täuschung sein; die Hunde bellen so laut. Und schon schießen die Schlitten davon, dem Süden zu.

Es ist April, der Winter herrscht, aber Tag um Tag mehren sich die Anzeichen des kommenden, kurzen, herrlichen Sommers. Von Tauwetter ist zunächst noch keine Rede, aber es ist doch wärmer geworden, und wenn auch ab und zu ein Schneesturm über den Portage fegt, so kann man nicht daran zweifeln, daß eines Tages der Schnee schmelzen und dahinsickern wird.

Sie fahren in einer finsteren Schlucht dahin. Der Gießbach in ihrem Grund ist dick mit Eis bedeckt und in Schnee gekleidet, aber er ist so uneben, daß man hier nicht fahren kann. Dort, wo die Wände der Schlucht an ihrem Fuße breite Schuttkegel aufgehäuft haben, tasten sich die Schlitten dahin. Die Männer kleben an den steilen Schneeböschungen und stützen die Schlitten ab, damit sie nicht ins Rutschen und Kollern kommen. Die Hunde keuchen, der Schnee ist schwer, der Weg beschwerlich. Unerbittlich hält die Peitsche sie nieder, denn jede falsche Bewegung kann den Schlitten umwerfen und dann kracht er ins Bachbett hinunter.

Horn stemmt sich gewaltig gegen das leichte Gefährt. Gleichzeitig hält er die Hunde in Schach. Er hat eben die Spitze inne, jeder Schlitten spurt abwechselnd, damit die Gespanne sich immer wieder erholen können.

Da schießt unter einer einsamen, vom Steinschlag zerhauenen Fichte ein Hase heraus. „Oh, du heiliges Donnerwetter", denkt Horn und hebt die Peitsche. Aber es ist zu spät. Alle fünf Hunde haben den Hasen gesehen, der in kecken Zickzacksprüngen talwärts flüchtet. Mit rauhem Aufheulen wollen sie hinterher. Der Schlitten bekommt einen Ruck, Horn schlägt hin, und schon neigt sich der Schlitten und rollt, die Hunde in wirrem Knäuel mit sich reißend, in die Tiefe. Horn purzelt hinterdrein, und hundert Meter tiefer landen sie alle in einer Schneewehe.

Prustend und fluchend arbeitet der Trapper sich wieder hervor, wütend, denn Indianerbilly steht oben und hält sich den Bauch vor Lachen. „Was lachst du, du roter Idiot?" brüllt Horn hinauf. Der Rote kann kaum sprechen: „Zu schön rollen", brüllt er zurück, „Schlitten, Hunde, Trapper, alles rollen." Und lacht von neuem, daß die Schlucht widerhallt.

Horn läuft rot an und macht sich daran, seinen Schlitten aus dem Schnee zu holen. Die Hunde ducken sich, denn sie wissen, was sie erwartet. Aber plötzlich beginnt Horn zu tanzen und zu schreien. — „Bist du aufs Gehirn gefallen?" erkundigt Black sich besorgt. „Oder hat dich eine Schlange gebissen?"

„Nichts davon", schreit Horn hinauf. „Es taut!"

Er hat in den Schnee gefaßt und auf einmal gemerkt, daß er sich ballte. Das hat er seit Monaten nicht gesehen. Jetzt wird es Ernst mit dem Frühling.

„Das ist kein Grund, da unten liegenzubleiben", mahnt Black, „oder ist etwas kaputtgegangen?" Horn prüft den Schlitten. „Alles o. k.", erwidert er fröhlich. „Na, ihr Köter, da habt ihr Schwein gehabt. Diesmal gibt es zur Feier dieses Ereignisses keine Prügel mehr!" Ungläubig stehen die Hunde auf und schütteln sich. Das ist ja einmal gut abgegangen!

Das Tauwetter hält an. Der Schnee wird morsch und übellaunig, er setzt sich, wird grauffleckig im Gesicht und schlägt in schweren Fladen aus den Bäumen. Die Schmelzwasser kichern im Grund. Überall unter den meterhohen Schneelagen rieseln sie dahin, überall dringen sie zu den Wurzeln vor, überallhin bringen sie die Botschaft vom erwachenden Leben.

Zwischen Baumleichen und Geklüft schlief der Schwarzbär. Er schlief fast ein halbes Jahr. Ruhig ging sein Atem, gleichmäßig hoben und senkten sich die mächtig gewölbten Rippen, ab und zu zuckte eine seiner Pfoten im Traum. Das war alles.

Jetzt aber sickern die Wasser in seine tiefe Höhle im Schnee. „Wach auf", flüstert es an seinem Ohr, „wach auf, es will Frühling werden! Draußen wäscht Regen den Schnee, das Wild ist rege, wach auf!"

Da räkelt sich Petz, da streckt er sich, daß die eingerosteten Gelenke knacken, da knurrt er schlaftrunken vor sich hin, gähnt, daß die Zunge schaumig aus seinem Maul hängt, macht noch ein Nickerchen, erwacht abermals und quält sich endlich auf die Beine. O Gott, ist er schwach! Dieses lange Schlafen soll der Teufel holen. Man wird ja ganz schlapp dabei! Kein Lot Fett auf den Rippen, die Haare struppig, zerzaust, mit trüben, verkaterten Augen, vor Luftmangel schnaufend wie ein Tapergreis, so quält sich der Schwarze aus seinem Loch hervor. Dann steht er eine Weile tiefsinnig im Schnee umher und läßt den feinen Regen auf sich niederrieseln. Der Schädel brummt ihm, unmöglich, einen klaren Gedanken zu fassen! Na, Durst hat er jedenfalls. Also, auf zum Fluß, der Schnee schmeckt schlecht.

Da unten am Fluß, auf dem die eine oder andere Wake offen ist, fahren drei Schlitten dahin. Nachts gefriert die Schneedecke regelmäßig von neuem, eine harte Kruste bedeckt ihre Oberfläche, die Hunde traben munter. Der Rote hat die Spitze. Wiegend, knickebeinig und zäh hatscht er vor seinen Hunden her. Ab und zu schießt ein schneller Blick in die Wälder zu seiten des Schlittenweges.

„Stop, ihr Teufel!" Billy nimmt die Büchse von der Schulter. Die Trapper halten ebenfalls. Man muß tagsüber Proviant erlegen, das Dörrfleisch muß möglichst für die lange Fahrt über den Sklavensee gespart werden. Da drüben am Waldsaum steht ein Bär. Er wiegt sich hin und her, ein Bild, das Mitleid erwecken muß. „Gott, ist der noch verschlafen", lacht Horn. Black ist zu Billy getreten und legt die Hand über die Visierschiene der Büchse. „Laß ihn", sagt er ruhig. „Der Kerl ist ja so dürr, und dann ist es der erste Bär, den wir in diesem Jahre sehen. Mag er leben!"

Billy sieht den Alten an. „Großer Bärenzauber", denkt er bei sich. „Ob der große Geist des weißen Mannes es verbietet, den ersten Bären zu schießen, dem man im Frühjahr begegnet?" Auf alle Fälle sichert er die Büchse. Der Gott der weißen Männer ist mächtig, keiner weiß das besser als ein Indianer. Es kann nicht schaden, wenn man sich mit ihm gut stellt. Und so versorgt er die Büchse wieder auf dem Rücken.

„Vorwärts!" Die Hunde ziehen an. Bedenklich sieht der Bär hinter den Schlitten drein. In seinem wüsten Schädel regt sich eine dunkle Ahnung, daß diese seltsamen Wesen gefährlich werden können. Ach was, er hat Durst. Und so neigt er sich über eine Wake, um zu saufen. Dann prüft er den Wind, der lieblich nach dem Aas eines toten Lachses duftet, schlendert flußauf und holt sich den Fisch. Mißmutig beäugt er den Himmel. Er fühlt es in allen Knochen, daß es wieder kälter werden wird. Na, das ist ein Grund, um weiterzuschlafen! Und so wackelt der schwarze Bär faul wieder seinem Winterlager zu. Es kann wohl nicht schaden, wenn man die eine oder andere Woche weiterschläft!

Der Bär hat recht gehabt. Plötzlich wird es wieder kälter, und dann tobt zwei Tage und zwei Nächte lang ein Schneesturm, wie ihn der Winter nicht schöner hervorzubringen vermag. Ärgerlich sitzen die Männer im Zelt. „Das ist nicht gut", sagt Billy. „Natürlich ist das nicht gut", antwortet Black. „Wir müssen noch den Großen Sklavensee passieren, ehe das Eis bricht. Sonst hat uns der Teufel beim Nacken. Jetzt kommt es auf jeden Tag an!" „Na, es wird schon gut gehen", meint Horn. „Glaubst du?" erwidert Black mit seltsamem Blick. „Natürlich, warum denn nicht, Alter? Was hast du bloß in der letzten Zeit? Du bist eine richtige Unke geworden. Liegt dir denn der Sturm von der Herfahrt noch in den Knochen?"

Black strafft sich. „Natürlich, du hast recht, es ist alles Unsinn." Er lauscht hinaus. „Der Wind wird schwächer und wir brauchen Proviant. Wollen doch einmal sehen, ob wir hier nicht einen Elch zu Gesicht bekommen. Es steht viel Laubholz im Grund, da muß solch ein Herr zu finden sein!"

Billy ist sofort dabei. „Frisches Fleisch gut", erklärt er, „Ethen gut für Elch, hält Elch fest!" Ethen ist einer seiner Hunde, der den Namen der Renntiere bekommen hat. „Na schön, dann nimm eben dein Hundchen mit, wenn du schon dein Herz daran gehängt hast. Aber wenn er die Jagd verpatzt, drehe ich ihm den Hals um!" Black macht die entsprechende Gebärde. „Ethen gut", versichert Billy nochmals.

Der Wind kommt in unregelmäßigen Stößen, der Schnee fällt bald leiser und bald wilder, aber man merkt, daß dem Sturm der Atem ausgeht. Die Männer stapfen schweigend, einer hinter dem anderen, in den Wald hinein. Die kahlen Pappeln klappern und knarren im Sturm, es dröhnt in den Wipfeln, hohe Schneewehen haben sich aufgetürmt. „Und das soll der Frühling sein", brummt Horn. „Nur Geduld, er kommt uns noch schneller über den Hals, als uns lieb sein wird", antwortet Black. — Der Hund liegt mit aller Kraft im Riemen, der steckt die Nase in den Wind und schnüffelt umher. Der rote Billy hat Mühe, den heftigen Kerl zurückzuhalten. Es muß ein Elch in der Nähe sein, sonst würde sich der Hund nicht so verrückt gebärden.

Da sind auch schon die Fährten. Sie sind frisch. Der Indianer bückt sich und löst die Halsung des Polarhundes. Wie ein Pfeil schießt er auf der Spur davon und verschwindet im Schneetreiben.

Die Männer wissen, was sie zu tun haben. Sie schwärmen aus und nehmen die Spur auf. Der Wind steht ihnen entgegen, das ist gut, denn so kann der Elch sie nicht wittern. Black hat den linken Flügel, Horn geht in der Mitte. Ab und zu bleiben sie stehen und lauschen. Zuerst hören sie nur das Tosen und Klappern in den Kronen, dann aber dringt der helle, wilde Blaff des Hundes zu ihnen herüber.

Die Büchsen werden von sechs Händen härter umklammert, denn der Voll kommt von einer Stelle, und so müssen sie gleich auf den Elch stoßen, der sich vor dem Hund gestellt hat. Aber da geht die Hatz auf einmal weiter.

Black merkt, daß die wilde Jagd auf ihn zukommt. Er steht frei im Schnee, sein weißes Haar weht unter der Pelzkappe aus Biberfell hervor, Schnee klebt in seinem Gesicht. Mit großer Ruhe wartet er auf das Wild, das gleich aus den stiebenden Schneeschleiern auftauchen muß.

Eine mächtige schwarze Gestalt erscheint undeutlich. Lang greifen die Läufe des Elches aus, aber er kommt nicht schnell vorwärts, denn der Hund ist dicht hinter ihm und zwickt und beißt ihn immer wieder in die Hessen. Dann fährt der Elch herum. Seine kleinen Lichter rollen, blutroter Schein füllt seine Augenhöhlen, er sträubt die Mähne empor, legt die langen Lauscher zurück und macht Front. Ethen prallt zurück, und immer im richtigen Augenblick. Wie schwere Schmiedehämmer schlagen die hellen Elchläufe nach ihm und dröhnen in den Schnee, dort, wo eben noch der giftig kläffende Köter gestanden hat. — Black hat die Büchse an der Backe, aber er kann noch nicht schießen, denn der wütende Elchhirsch dreht sich dauernd um seine eigene Achse. Bald ist der Hund vor ihm, bald hinter ihm. Jagdfieber packt den Alten, denn er sieht, daß sich Horn von rechts heranschleicht. Er will den Elch schießen, er selbst!

Die Waffe pendelt hin und her, sie folgt dem schnaubenden Elch, der am Widerrist noch um eine Handbreit höher ist als der ganze, lange Black. Endlich! Das Korn taucht in den Elch hinein, krachend fährt der Schuß aus dem Rohr. Im gleichen Augenblick weiß Black, daß die Kugel schlecht sitzt, denn der Elch sprang im Abdrücken los. Jetzt weiß der Hirsch, wo sein eigentlicher Gegner steht. Im Stechschritt kommt er wütend, ungeheuer, gesträubt, auf den Trapper los. Der reißt am Schloß der Büchse und bekommt es nicht auf. Eis hat sich am Metall festgesetzt.

Black will flüchten, wendet, verhaspelt sich mit den Schneereifen im Gestrüpp und fällt. Der Elch ist über ihm, tief in den Schnee gepreßt erwartet der Alte den tödlichen Hieb, da kracht ein Schuß und der Elch dröhnt über dem Trapper zusammen.

Wild rast Horn herbei, stemmt sich gegen die mächtigen Schultern des verzuckenden Tierleibes und drückt ihn zur Seite. Er zerrt den Alten hervor, stellt ihn auf die Beine. „Black, Black, was ist los, hat er dich erwischt?" Der ganze Mann ist rot, man weiß nicht, ist es sein Blut oder das des Elches. Black taumelt. „Ich denke, es ist eben noch gut gegangen", stottert er. „Junge, das ging aber knapp am Leben vorbei." Schwäche überkommt ihn, er setzt sich in den Schnee. „Hast du Schmerzen?" fragt Horn. „Bloß ein bißchen an der Brust gequetscht." Er lacht schon wieder. „Den hast du gut erledigt, wenn er noch herumgearbeitet hätte im Verenden, wäre ich nicht lebend herausgekommen!" Billy ist inzwischen auch herangekommen. „Kaputt?" erkundigt er sich. „Nichts ist kaputt", beruhigt ihn der Alte, „schlage nur den Elch aus der Haut, ehe er steif wird. Teufel, daß mir das passiert ist. Da!" er fingert am Büchsenschloß, „alles vereist. Na, es ist nichts geschehen. Komisch, ich dachte, nun habe mich der Tod beim Wickel, er will scheinbar wirklich noch nichts mit mir zu tun haben!" „Wenn du das bloß endlich eingesehen hast, dann ist alles gut und ich bin dem Elch dankbar dafür", antwortet Horn. Und munter, als wäre nichts geschehen, machen sie sich daran, den Elch zu zerwirken. (Schluß folgt.)

Das Soldatenschiff

Hans Steffen war ein feiner Bube und mit seinen sechs Jahren schon so mutig, daß er einmal einem ganzen Schiff voller Soldaten in die Tiefe nachgesprungen ist. Und das ging so zu:

Hart neben dem kleinen Häuschen, das Hans' Eltern sich an der Donau bei Regensburg gebaut hatten, zog die Landstraße vorbei. Eine kleine Bank stand vor dem Haus unter der großen Linde. Hans saß gerne auf dieser Bank und sah den Autos und Fuhrwerken zu, die Stunde für Stunde, Tag für Tag in langen Ketten an dem Häuschen vorbeizogen. Am liebsten aber mochte er einen großen Wagen. Dieser kam sehr oft auf der alten Landstraße dahergefahren. Auf seinen gelben Kasten war ein springendes Pferd mit einem kühnen Reiter gemalt. Hu, wie das Tier die Nüstern blähte und der Reiter kühn das Schwert schwang! Der Vater sagte, der Wagen käme aus der Spielzeugstadt Nürnberg, dort gäbe es so viel Soldaten, Schiffe, bunte Baukästen, schön bemalte Holzpferde und Zinnsoldaten, daß es nicht nur allein für alle Kinder des Dorfes reichen würde, sondern für alle Kinder Deutschlands, auch, wenn jedes soviel Spielzeug mitnehmen würde, wie es nur mochte. Und damit hatte der Vater wohl recht gehabt, denn auch die Fahrer des Wagens hatten Hans dasselbe bestätigt. Seit der Zeit schlief Hans schlecht. Immer träumte ihm von all den Herrlichkeiten in der Spielzeugstadt Nürnberg und von den Schätzen dieses gelben Wagens. Ja, so einen Wagen haben und dann daraus wählen dürfen, was man nur möchte! Aber niemand konnte unserem Hans doch den Wagen schenken. Da kam eines Tages zu Hans das große Glück fast ins Haus gefahren. Der Fahrer hatte den großen Wagen, weil Frühschnee gefallen war, nicht halten können. Mit tosendem Gepolter jagte das Gefährt gegen das Staket des Gartens, in dem Hänschen eben dabei war, einen Schneemann zu bauen. Krachend fuhr er dann noch gegen die Mauer des Hauses. Holz splitterte, Scheiben klirrten. Mühselig kletterte der Fahrer in seinem dicken Pelz aus dem Sitz. Dem Hans, der schreckensbleich dem Unglück zugesehen hatte, strich er über die heißen Backen und sagte: „Na, kleiner Mann, da hast du wohl einen argen Schrecken bekommen?" Dann ging der Mann seelenruhig zu dem Nachbarn hinüber und kam bald danach mit dem Schlosser — denn der wohnte in dem weißen Hause drüben — zurück! Eine Reihe Neugieriger standen umher. Auch Hans' Eltern waren nach draußen gekommen und ließen sich von dem Buben berichten, wie sich das alles zugetragen hatte. Die Mutter drückte Hänschen an sich und sagte: „Gut, mein Hansi, daß alles noch so abgegangen ist." Nachbar Schlosser bastelte und bastelte währenddessen an dem Wagen herum. Der Fahrer stieg auf den Sitz und versuchte, den Wagen anzulassen. Es nützte alles nichts, der gelbe Kasten stand fest. Hänschen hatte inzwischen schnell einmal mit beiden Händen das schöne bunte Pferd auf dem Wagen gestreichelt und versucht, das schöne Schwert des Reiters zu berühren. Plötzlich hob der Schlosser den Kopf, schloß die Kühlerhaube des Wagens und sagte: „Es geht nicht, wir müssen den Wagen abschleppen lassen!" Ja, abschleppen lassen; aber wie sollte das geschehen? Zunächst mußte das Auto doch einmal auf die Straße zurück. Das aber war leichter gesagt — als getan. „Faßt alle mit an, Leute!" sagte da Hans' Vater. Die Leute faßten an und schoben nach vieler Mühe den Wagen auf die Straße. Lange redete der Vater mit dem Fahrer. Es betraf das zerstörte Staket und die zersplitterten kleinen Obstbäume. Plötzlich waren sie fertig. Sie schüttelten sich die Hände und gingen auseinander. „Komm noch mal her, mein Junge", sagte der Fahrer freundlich zu Hänschen. Der Bube lief herbei. „Komm mit an den Wagen, ich will dir etwas schenken." Der Mann riß die Wagentür auf, griff hinein und holte einen großen Kasten hervor. „Da", sagte er, „nimm! Es ist ein Schiff darin!" Noch einmal packte er eine rote Schachtel. „Hier hast du die Soldaten zum Schiff", meinte er dann, strich Hänschen über die heißen Wangen und ging schwerfällig davon, um ein Pferdegespann für den kranken Wagen zu besorgen. Da hättet ihr den Hans sehen sollen! Was kümmerte ihn noch das gelbe Auto, was das Gespann des Müllers, das dem Wagen helfen sollte, was das unwillige Reden des Vaters über den unvorsichtigen Fahrer. Glücklich war der Bube — nichts als glücklich. In der kleinen Kammer neben der Küche war das Reich unseres Jungen. Hier standen bunte Steine neben einem kleinen Wagen, der schöne kleine Flitzbogen, den der Vater geschnitzt, hing Seite an Seite mit dem bärbeißigen Hampelmann usf. Das alles sah Hans in dieser Minute nicht. Schnell hatte er den Tisch abgeräumt, und dann begann das Spiel. Geschwind waren die Kästen geöffnet. Nun wurde zunächst das Schiff ausgepackt. Ja, sogar eine Hakenkreuzflagge war dabei und ein Ruder zum Stellen. Und dann kamen die Soldaten. Blaue Jungs — Mariner. Soviel nur gingen, wurden an Bord des Schiffes gestellt, die andern in Reih und Glied ausgerichtet. Mit viel Mühe stand bald danach der alte Wasserkübel aus Mutters Waschraum in Hänschens Kammer. Fleißig schöpfte er mit der Kelle aus der Küche Wasser in den Kübel, bis der fast überlief. Mutter sagte nichts und schaute nur zu. Und dann war der Augenblick da. Surrrr — surrrr lief die Schraube des Schiffes an, und das Schiff lief langsam im Wasser umher. Immer mehr Soldaten holte Hänschen herbei und packte sie auf das Verdeck seines Schiffes. „Genug", sagte die Mutter, „Hänschen, es geht nicht mehr!" Unser Bub hörte nicht, bis das Unglück da war. Denn plötzlich sauste das Schiff in die Tiefe. Und so sehr Hänschen auch schrie, es kam nicht wieder nach oben. Da wischte der Bube die Tränen und stieg kühn über den Rand des tiefen Kübels in das Wasser hinein. Hu, wie das kalt war! Aber Hänschen fürchtete sich nicht, tauchte kühn und holte — wenn auch mit einiger Mühe — seinen Schatz von dem Grund nach oben. Dreimal allerdings hatte er noch tauchen müssen — so hat die Mutter mir erzählt —, bevor er die letzten Soldaten gefischt hatte.

Bald kam nun der Winterabend über das Land gezogen. Der Junge war schon rechtzeitig ins Bett gebracht worden. Die nassen Kleider, der Schreck am Morgen und auch die große Freude hatten ihn wohl müde gemacht. Als die Mutter das Schlafzimmer verließ, lag er bereits in tiefem Schlummer. Da, was war das? Plötzlich begann es vor Hänschen zu hupen, eine Schiffssirene tönte, schnarrende Kommandostimmen wurden laut. Mit Tsching-tera zog das ganze Marinekorps auf. Und dann wurde am Fußende des Bettes ein gewaltiges Schiff sichtbar: ganz genau so eines wie Hänschen hatte, nur viel, viel größer. Die Soldaten stiegen ein, und schnurgerade fuhr das Schiff auf den Bub zu. Hänschen wollte schreien, aber schon war das Schiff über ihm. Verzweifelt suchte er den gewaltigen Schiffsrumpf, der naß und kalt war, von sich zu entfernen, und als es ihm gelang, da spürte er trotzdem noch, wie er immer tiefer und tiefer sank, bis er mit einem harten Aufschlag auf dem Meeresboden landete. Eben in diesem Augenblick, als noch ein großer Fisch auf ihn zuschwimmen wollte, wurde er wach. Die Mutter stand vor ihm und hob ihn von dem Erdboden auf. Hänschen hatte alles nur geträumt — und war im Schlaf aus dem Bett gefallen. Noch oft hat der Junge mit seinem Soldatenschiff weitergespielt; aber nie wieder ist es ihm in einem Kübel untergegangen — und auch nie wieder in dunkler Nacht über sein kleines Bett gefahren.

Henrich Hansen

Was bringt die nächste Nummer?

Als neue, große Erzählung:

Der schwarze Geyer von Giebelstadt . . . . . . **Thomas Bruck**

„Florian Geyer." Dieser Name, ins schwarze Fahnentuch gestickt, leuchtet ungezählten Fähnlein des Jungvolks beim Ausmarsch voraus; er klingt auf, wenn das alte Landsknechtslied „Wir sind des Geyers schwarze Haufen . . ." angestimmt wird und ein vielfältiges Echo in den Reihen junger Kolonnen findet.

Wer war denn nun eigentlich dieser Florian Geyer? Ein Ritter? Ein Rebell? Ein Verräter? Ein Aufrührer? Ein Held? Wofür kämpfte und stritt er? Führte sein Kampf zum Sieg?

Auf all diese Fragen gibt Thomas Bruck in seiner großen, historischen Erzählung **„Der schwarze Geyer von Giebelstadt"** Antwort. Wir erleben Not und Bedrückung, heldisches Ringen und erschreckende Verzweiflungstaten entfesselter Bauernhaufen. Aus allem Geschehen ragt die vielgeschmähte und oft verherrlichte Gestalt des Florian Geyer hervor, der als Ritter sein Leben für die gerechte Sache der Unterdrückten in die Schanze schlug.

Weitere spannende Erzählungen:

Der Marsch nach Osten . . . . **Henrich Hansen**
Ein Erlebnisbericht aus der großen Rußlandoffensive

Otto von Weddigens große Stunde **Fritz Otto Busch, Korvettenkapitän**

Jud Rothschild . . . . **Dr. von Leers**

Reiseberichte und Landschaften:

Fahrt durch Österreich . . . . **Franz Graf Zedtwitz**

Wöprich von Hasensprung . . . . **Erich Loydl**
Eine Erzählung aus Siebenbürgen

und dann die schönen Jungen- und Mädelgeschichten. Ihr werdet ja sehen.

...und ein paar Kleinigkeiten

„Wir wollen auch in „Hilf mit!“ ein paar bunte Seiten, genau so, wie sie in der „Deutschen Jugendburg“ sind“, so schrieben uns in letzter Zeit viele Jungen und Mädel. Was taten wir? Ganz einfach. Wir griffen uns den Rätselmacher der „Jugendburg“, und jetzt macht er auch für „Hilf mit!“ die bunten Rätselseiten.

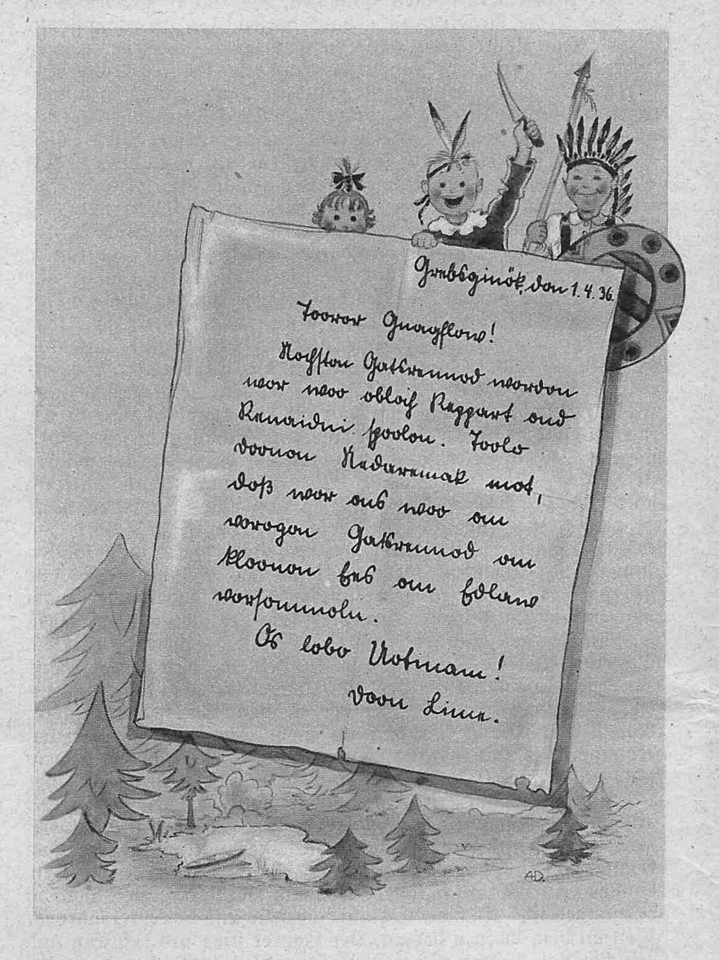
Die Jungen der 3. Klasse einer Schule in Ostpreußen schicken uns folgenden Hilferuf:

Liebe Schriftleitung!

Kannst Du uns wohl aus der Klemme helfen? Die Jungen aus der 1. und 2. Klasse sehen uns nicht für voll an und haben immer Heimlichkeiten miteinander. Das wurmt uns mächtig, und wir platzen bald vor Neugierde. Allen rauchte schon der Kopf, so dachten wir nach, wie wir den „Großen“ einmal zeigen können, daß sie gar nicht so wichtig zu tun brauchen. — Da kommt uns das Glück zu Hilfe. Wir erfahren, daß ein Bote mit einem Brief abgesandt worden ist. Den müssen wir schnappen. Erwischen ihn auch, nehmen ihm den Brief ab, rufen alle Kameraden zusammen, um ihn zu lesen. Und da kommt das große „Aber“.

Die verflixte Bande hat sich eine Geheimschrift ausgeknobelt, und wir haben das Nachsehen. Wieder mal mußte unser Kopf rauchen, wir versuchten alles mögliche mit dem Brief, um den Schlüssel zum Inhalt zu finden, drehten ihn hin und her, hielten ihn gegen das Licht — aber es half nichts, er blieb ein Geheimnis. Am nächsten Tage brachte uns der Lehrer „Hilf mit!“. Da kam einer auf den guten Gedanken, daß Du das bestimmt herausfindest...

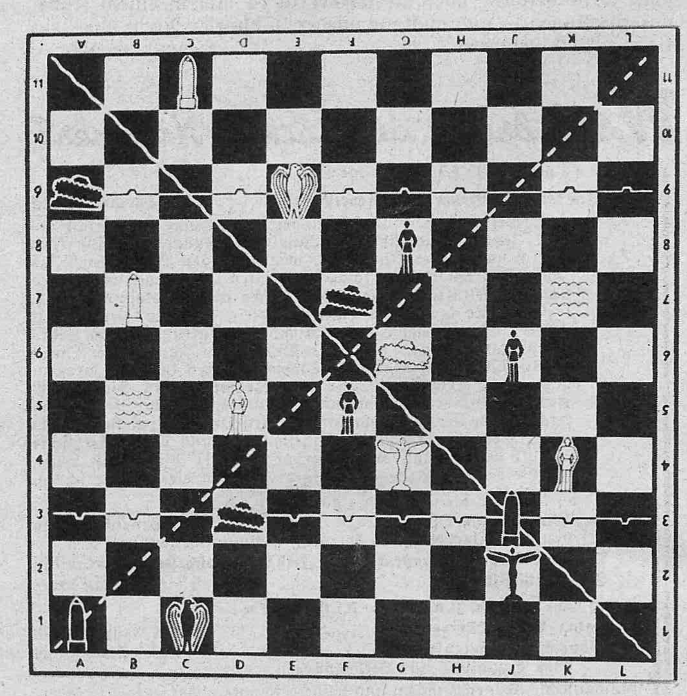
Nun, wir haben es uns hin und her überlegt, beinahe den Kopf zerbrochen — und haben es doch wirklich herausbekommen! Ihr glaubt uns wohl nicht? Dann seht euch den Brief an und versucht es bitte selbst einmal!



Sprichworträtsel

Suche aus jedem der folgenden Sprichwörter der Reihe nach ein Wort. Du findest dann den Anfang eines alten Volksliedes:

Lerne was, so kannst du was.
Frag nicht viel, wenn du geben sollst.
Wie du mir, so ich dir.
Rede wenig, höre viel!
Nach Leid kommt Freud!
Geld regiert die Welt.
Glück und Glas, wie leicht bricht das.
Wer zweimal zählt, sein Gut behält.



Die Wehrschach-Ecke

Wie wir euch versprachen, erscheint nunmehr in jeder zweiten Nummer unserer Zeitschrift eine Wehrschach-Ecke, in der ihr vor eine spannende Kampfaufgabe gestellt werdet. Wir hoffen, daß alle, die ein Wehrschachspiel besitzen, ihre wahre Freude daran haben werden.

Die Auflösung erfolgt wie die der anderen Rätsel in der nächsten Nummer. Aber ihr werdet ja sicher von allein die Lösung finden. Viel Glück!

1. Wehrschach-Aufgabe ■ = Blau, □ = Rot

Nach rotem Angriff, bei dem Rot ihre Front bis zum äußersten schwächte, ist folgende Lage entstanden:

Blau: H c1, F j2, A a1, j3, P d3, a9, f7, Inf. j6, f5, g8

Rot: H e9, F g4, A b7, c11, P g6, Inf. d5, k4

Blau zieht und gewinnt mit dem 4. Zuge.

Erklärung: H = Hauptfigur, Inf. = Infanterie, P = Panzerwagen, A = Artillerie, F = Flieger.

Rätsel

Mein „Erstes“ eine Zahl gibt an,
die jedes Kind dir zeigen kann.
Benutz die Zeit; trotz aller Klage,
gar schnell entfliehn des „Zweiten“ Tage.
Hast eine Reise du vor dir,
entwirfst das „Dritte“ du dafür.
Ein großes Werk das „Ganze“ nennt,
das heute jeder Deutsche kennt.

*

Nenn' mir das Ding: es ist nicht zart,
sein Körper ist wie Eisen so hart,
es läuft sein Leben lang nackt herum;
auch weiß es alles, — ist dennoch dumm!
Es erzählt auf Befehl, grad' dann muß es trinken
und dabei in einen Brunnen versinken;
das Wasser ist schwarz, wie die Nacht so greulich;
bitte, trinke es nie, es schmeckt abscheulich!

*

Schreib 14 Abstriche, die durch Aufstriche verbunden. — Das chemische Zeichen eines Metalls, wenn du's gefunden. — Setze davor und J-Punkte und U-Bogen richtig darüber! — Dann hast das Metall du selbst, mein Lieber!

*

Ich bin beweglich,
manchem oft unerträglich,
wenn ich nicht ruhen kann.
Die Frau braucht's öfter als der Mann. —
Und schnell eil' fort ich durch das Land
und bin selbst ein Land im deutschen Land.

*

Ein Nebenfluß verwandelt sich in eine alte Waffe,
wenn einen Mitlaut ich ans Ende schaffe.

*

Mein Erstes nennt ein Tier,
das zu den dummen nicht gezählt,
mein Zweites eines Tieres Laut,
das sich die Schlauheit nicht erwählt.
Schlank und blühend ist mein Ganzes dir,
für Garten und Zimmer eine Zier,
die nach einem Forscher ist benannt,
der die Natur so gut gekannt.

*

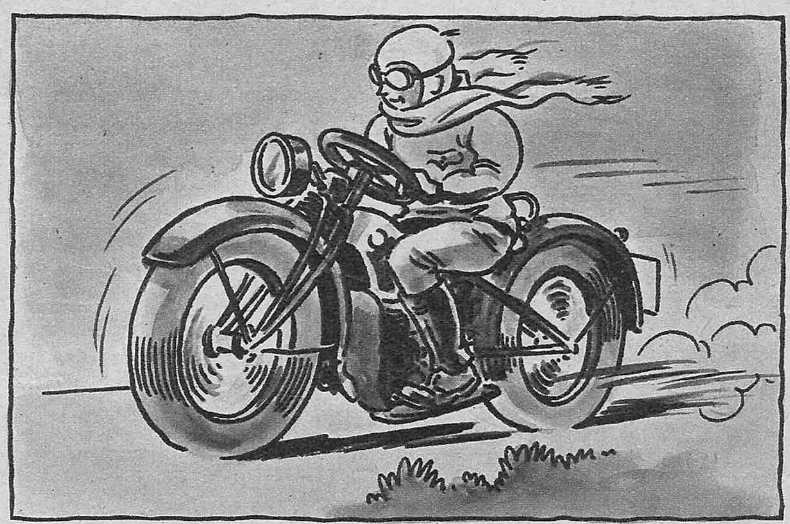
Die Erste nennet dir
im Wasser ein großes Tier. —
Die beiden Ersten uns künden,
daß wir's auf Erden tuen all.
Beim Bau die Letzte ist zu finden.
Das Ganze ist ein großer General.

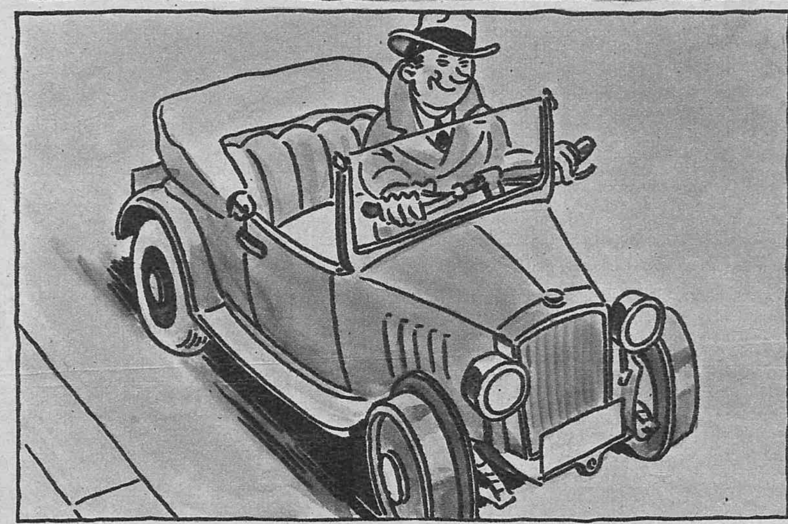
*

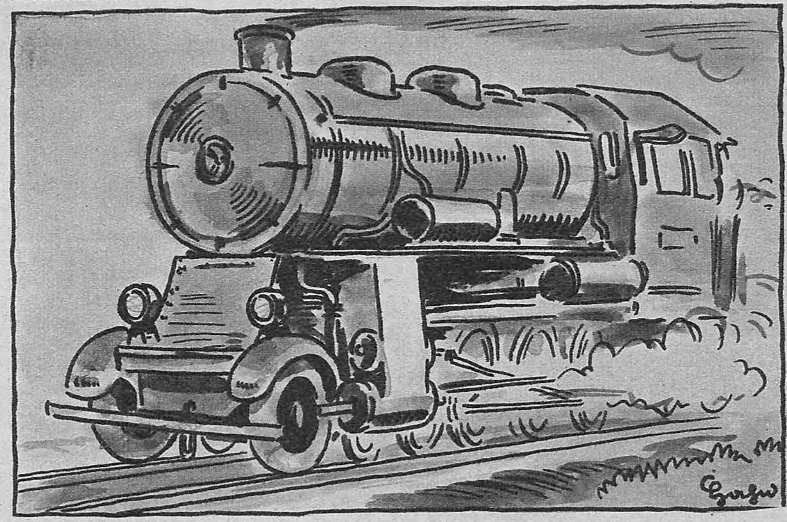
Geometrisches Wunder

Ich weiß ein Nahrungsmittel lecker;
die Köchin braucht's und auch der Bäcker,
ein länglichrundes, weißes Ding; als Lieferant
ist dir ein Gackervogel wohl bekannt.
Nimm nun dies Ding und wirf's ins Erdenreich,
wenn es vom Regen naß und weich!
(Dies Erdenreich, es ist der Schuhe Schreck
und wird benannt, o jeh!, mit einem Reim auf Speck.)
In diesen schmutz'gen Erdenplunder
wirf also flugs das Gackervogelding hinein!
Und alsogleich stehst du vor einem Wunder,
du trauest kaum den Augen dein.
Entstanden ist — ja glaub' es nur! —
'ne geometrische Figur,
die ist umschlossen von drei Seiten
und also gleicherweis' drei Ecken.
Und sieh! die letzt'ren leiten
dich geraden Wegs zur Lösung hin.
Jetzt kann dich diese nimmer schrecken,
des Ratens Müh' ist nun gering.
Leicht find'st als Erstes du das Gackervogelding,
als Zweites auch des Speckreims dunklen Sinn;
und 's Erste nun, g'rad in des Zweiten Mitte,
zeigt dir das ganze „wunderbare“ Dritte!

Etwas stimmt hier nicht, aber was?







Buchstaben wandern

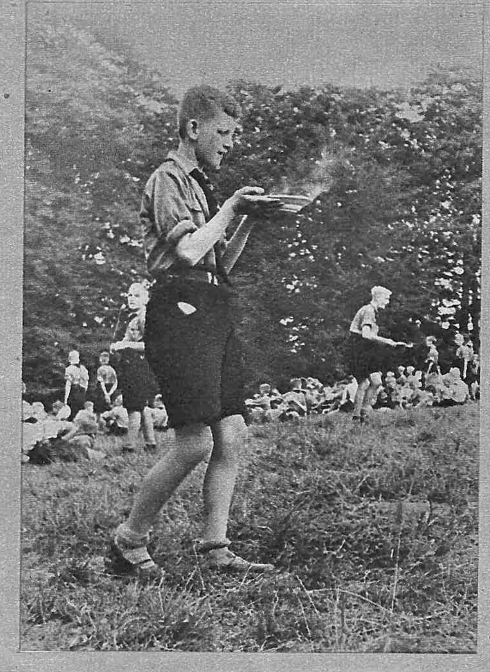
Einem Buchstaben behagte es nicht mehr an seiner Stelle im Alphabet, und er wanderte aus. Auf seiner Wanderung wurde der Buchstabe bald müde, weshalb er sich auf einen Ast setzte. Aber die Bürde war zu schwer, und der Buchstabe fiel wieder herab. Ein Affe sah den Herabgefallenen und setzte ihn sich auf den Kopf, so daß aus dem Affen ein rechter Maulheld wurde. Da hüpfte der Buchstabe wieder vom Kopf des Affen, tat aber einen unglücklichen Sprung und fiel in Gas. Nun war die Sache ziemlich durchsichtig geworden. — Welcher Buchstabe wanderte aus?

„Hilf mit!“ erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 756456. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.

Fahrtenzeit



Wir wollen zu Land ausfahren, über die Fluren weit.
Aufwärts zu den klaren Gipfeln der Einsamkeit.
Lauschen, woher der Bergwind weht.
Schauen, was hinter den Bergen steht,
Und wie die Welt so weit . . .



Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste



Auch das hat seine Schattenseiten

Aufnahmen: Kurt Baltschun, Anne Winterer